

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Ausgabe Merkur-Rundschau. 1942-1942 1942

356 (25.12.1942)

Verlagsbau: Kammerstraße 3-5, Fernsprecher 7927 bis 7931 und 7902 bis 7903

Der Führer

DAS HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN DER BADISCHE STAATSANZEIGER

Einzelpreis: 15 Rpf.

Karlsruhe, Freitag, den 25. Dezember 1942

16. Jahrgang / Folge 356

Gründungspreis: 100 R. Der Führer erscheint wöchentlich...

... und wieder steigt unsere Sonne!

Gedanken zur vierten Kriegswihnacht / Von Franz Moraller

Die Zeit steht im Zeichen dramatisch sich steigernder Spannungen. Manchmal mag es uns scheinen, als könnten wir die in der Luft liegenden Kraftströme der heranreifenden Entscheidungen geradezu körperlich in unseren Nervenzellen spüren.

unser viertes Kriegswihnachten als das unvergängliche Fest der deutschen Seele zu feiern. Es mag ihm freilich an äußerem Glanz manchen mangeln, was uns früher unentbehrlich schien; manche Gabe mag klein und kärglich sein, und der Baum wird wenig Lichter tragen — aber was zählt, denn darauf kommt es ja keinem unter uns an.

wir alle unzeräufertlich in uns selbst. Es ist die Liebe. Und davon können wir uns gegenseitig schenken, soviel wir wollen, und können uns glücklich, stolz und stark machen wie sonst niemand in der Welt.

und freit fühlbar um uns. Gewiß, wir empfinden in diesen Stunden die Trennung von unsern Lieben härter und schwerer als zu jeder andern Zeit, war doch unser Wihnachten von jeher das Fest, das alle beisammen sah, die einander liebten — aber um so tiefer und inniger empfinden wir heute, wie unsere Herzen im gleichen Takt schlagen, mögen auch tausend und aber tausend Kilometer zwischen uns liegen.

nicht lebendiger denn je den Dank im Betzen, den sie ihren ungezählten Söhnen da draußen schuldet, die durch ihren Kampf und den Einsatz ihres jungen Lebens die Möglichkeit geschaffen haben, daß in allen Ecken des großen deutschen Reiches überhaupt noch Wihnachten gefeiert werden kann? Daß glänzende Kinder- und Jugendgruppen froh und vertrauensvoll in die Richter blicken können und nicht all das unterneigene und erschütterte ist unter dem brutalen Vernichtungswillen und dem eisernen Haß erbarmungsloser Feinde? Und fühlst nicht jeder in diesem Augenblick wie zu keiner andern Stunde die heilige Verpflichtung, an seiner Stelle alles, was er ist, hat und kann einzusetzen, damit wir dieses Ringen bestehen und in Deutschland an allen Seiten ein Wihnachten gefeiert werden kann? Ein Wihnachten, das uns einst wieder alle vereint, und das dann froher und glücklicher sein soll als das heutige. Gewiß, wir wollen an diesem Fest des Friedens auch an den Frieden denken, der einmal wieder für unser hart geprägtes Volk kommen muß — dann, wenn wir ihn unter Einsatz all unserer Kraft siegreich erzwungen haben.

Die Abwehrschlacht im Don-Gebiet geht weiter

Wieder sowjetische Angriffe südlich des Dniester — Feindlicher Kavallerieverband in der Kalmüdenssteppe zerprengt. Aus dem Führerhauptquartier, 24. Dez. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Deutsche Truppen wiesen auch gestern im Don-Gebiet und in der Kalmüdenssteppe wiederholte feindliche Angriffe ab und fügten dem Gegner bei einem erfolglosen Vorstoß blutige Verluste zu.

Man hat den Deutschen in der Welt viel verpöndelt und verläßt ob seines Gemütes. Nicht ganz zu Unrecht. Denn es gibt in der Geschichte unseres Volkes Beispiele genug für ein verhängnisvolles Verhalten des deutschen Träumers in der nächstern Welt der machtpolitischen Realitäten.

Die Kassenanlagen von Venozia und ein Flugplatz des Feindes im libyischen Küstengebiet wurden in der vergangenen Nacht von deutschen Kampfflugzeugen bombardiert. Schwache Kräfte der britischen Luftwaffe griffen bei Tage einige Orte der besetzten Westgebiete an und warfen in der Nacht vereinzelt Bomben in Weiddeutschland.

Stoßtruppunternehmen vor Leningrad. Berlin, 24. Dez. An der Einsichtelunasfront von Leningrad führten unsere Grenadiere und Einheiten der Waffen-SS am 23. Dezember mehrere erfolgreiche Stoßtruppunternehmen durch und zerstörten zahlreiche Bunker. Schon in den vergangenen Nächten gelang es unseren Kampfgruppen wiederholt, in die durch Minenfelder und Drahtsperren gesicherten feindlichen Stellungen einzudringen und mit Flammenwerfern, Handgranaten und abgelenkten Raketen große Teile der feindlichen Gräben aufzubrechen.

Brüdenschlag der Herzen am Mikrophon. Zwiesprache über 50 000 Kilometer — Die Wihnachtsringsendung 1942. von sich berichtet, ein Bild ihres Einfluges für die Front entwarf.

Wenn wir in diesem Geiste alle miteinander in einer einzigen großen Familie unser deutsches Wihnachtsfest feiern, dann wird es uns zu einer inneren Krafttafel werden, die uns härter macht als alles, was Leid und Haß gegen uns ins Feld stellen können. Dann wird es für unser Volk jene Symbolkraft haben, die ihm von alters her innewohnte: „Winter-sonnenwende!“

Es hat lange gedauert, und es war fast schon zu spät, ehe unser Volk das Gleichgewicht zwischen Traum und Tat gefunden hat. Daß wir es heute besitzen und mit feinem ganzen Gewicht in die Waagschale unseres Geschicks werfen können, verbürgt uns wie nichts anderes den Sieg. Denn unerschöpflich ist die Kraft, die einer kämpfenden Nation zuwächst aus jener Tiefe der Seele, wo der Glaube, der Mut und die Opferbereitschaft wohnen.

Mag jener blutige Traum im Kreml die formlosen Massen willenloser Roboter zählen, die er dem deutschen Soldaten noch entgegenzuwerfen hat, mag man in London und Washington sich an astronomischen Ziffern von Tanks und Flugzeugen berauschen — durch Zahlen allein wird noch kein Krieg entschieden, sondern immer nur durch die kämpferische Überlegenheit von Volk und Führung, die nun einmal ihre Wurzeln in der feilschen Haltung hat.

Der Führer empfing Laval. Der Führer empfing am 19. Dezember in seinem Hauptquartier in Gegenwart des italienischen Außenministers Graf Ciano, des Reichsmarschalls Hermann Göring und des Reichsaussenministers v. Ribbentrop den französischen Regierungschef Pierre Laval zu einer längeren Unterredung über die aktuellen Probleme Frankreichs.

Von allen Fronten. Dann meldet sich Afrika! Aus Mikrophon treten die Männer, die sich Tag für Tag von neuem zu bekämpfen haben, und sich im Gespräch zum dem alles erfassenden Eis in der Mikrophon, hier der brennenden Erde, dem un-durchdringlichen Staub erwehren müssen.

Die lange Winternacht ist die Zeit der finsternen Gewalten, aber einmal, das ist unser Wissen und unser Glaube, steigt das Licht. Es wird Frühling werden, und es wird Sommer sein — und dann ist unsere Zeit gekommen!

Und darum haben wir heute mehr denn je nicht nur das Recht, sondern allen Grund,

und dann haben wir heute mehr denn je nicht nur das Recht, sondern allen Grund,

und dann haben wir heute mehr denn je nicht nur das Recht, sondern allen Grund,

und dann haben wir heute mehr denn je nicht nur das Recht, sondern allen Grund,

und dann haben wir heute mehr denn je nicht nur das Recht, sondern allen Grund,



Der Führer empfing am 19. Dezember in seinem Hauptquartier in Gegenwart des italienischen Außenministers Graf Ciano, des Reichsmarschalls Hermann Göring und des Reichsaussenministers v. Ribbentrop den französischen Regierungschef Pierre Laval zu einer längeren Unterredung über die aktuellen Probleme Frankreichs.

Durch Kampf und Arbeit zum Sieg und Frieden

Die Ansprache des Reichsministers Dr. Goebbels an das deutsche Volk zur vierten Kriegswihnacht

* Berlin, 25. Dez. Reichsminister Dr. Goebbels hielt gestern um 21 Uhr seine traditionelle Weihnachtsansprache an das deutsche Volk. Er führte dabei aus:

„Meine deutschen Volksgenossen und Volksgenossinnen!

Wenn es der harte Krieg erlauben mag, sei es an der Front oder in der Heimat oder irgendwo an anderem Ort in der weiten Welt, der wird um diese festliche Stunde, da wir uns zur Kriegswihnacht 1942 bereitemachen, für einen kleinen Augenblick innehalten und in die weite Zukunft schweifen lassen. Zum vierten Male begeht das deutsche Volk dieses schönste aller feierlichen Feste mitten im Kriege. Man glaubt nun keine Annoncendinner zu vernachlässigen, der unsere Weihnachtsfeier diesmal mit seiner harten Melodie begleitet. Es gibt niemanden unter uns, der das diesjährige Weihnachtsfest in alter Weise oder auch nur im gewohnten Kreise begehen könnte. Der Krieg hat ohne Wahl und Rücksicht mitten in die deutschen Familien hineingegriffen, den Vater von den Kindern, den Mann von der Frau, den Sohn von den Eltern, den Bräutigam von der Braut und den Bruder von den Geschwistern getrennt. Noch niemals in unserer Geschichte waren die Deutschen sich am Weihnachtsfest einander so ferne wie in diesem Jahr. Der Sohn steht als Soldat im Osten, der Mann im Westen, der Bruder hoch im eigenen Norden und der Freund in den Sandwüste Afrikas. Ueber alle Meere kreuzen deutsche Kriegsschiffe mit unseren Soldaten, um eine Welt von der Heimat entfernt den Kampf für unser Leben zu führen. Da bedarf es schon einer starken Liebe und eines sehr innigen Verbundenheitsgefühls, um für eine Viertelstunde die Gedanken und Gefühle zusammenzufassen und zum Ausdruck bringen, die uns an diesem Abend bewegen und erfüllen. Wenn es mir auch sonst nicht an Worten fehlt, heute bin ich darum verlegen. Wo soll ich anfangen und wo enden? Welche Seite in dem großen Darlebensroman, das unsere Seelen annehmen möchten, soll zum Vorkommen gebracht werden?

Der Krieg ist eine harte Sache. Er nimmt nicht viel Rücksicht auf die Menschen und ihre persönlichen Wünsche und Bedürfnisse. Er wird für ein großes Ziel geführt, und man kann dieses Ziel überhaupt nicht erreichen, wenn man ihm alles andere unterordnet. Fast dreieinhalb Jahre leben, kämpfen und arbeiten wir nun unter seinem gebieterischen Zwang. Er entläßt uns keinen Tag, ja keine Minute aus seinem Pflichtenkreis. Wer es ernst mit diesem Pflichtenkreis nimmt — und wer hätte nicht diesen Pflichtenkreis — und wer hätte nicht den Ehrgeiz, das zu tun —, der steht unter seinem kategorischen Imperativ von seiner ersten bis zu seiner letzten Stunde. Und das ist auch gut so. Wenn Pflichten der Nation rufen, dann muß man sich ihnen beugen, gleichgültig, wie hart und schmerzhaft manchmal auch sein mögen. Das tun unsere Soldaten draußen an der Front, das tun unsere Frauen und Männer, ja sogar schon unsere Kinder zu Hause. Man müßte ganz verstört sein, um angesichts eines solchen Einheitsgesanges unserer nationalen Kraft neben dem Krieg zu stehen zu wollen; und ich kann mir auch gar nicht denken, daß Menschen, die das heute noch versuchen, innerlich dabei zufrieden und glücklich sind.

Am tiefsten wird der die mehrtägige Festlichkeit dieser Stunde empfinden, der ein ganzes Jahr auf pflichterfülltem Arbeitsposten gekämpft und gearbeitet hat; denn er allein hat ein Recht darauf, diesen Weihnachtsabend nach seinem Verstand zu machen, sich von seinem, wenn auch im Kriege verbotenen Aneinandernehmen zu lassen und aus ihm die Kraft zu schöpfen, die er braucht, die uns umgeben, herrscht und durchdringt, damit dem Reich den Weg in eine hellere, lichtere und schönere Zukunft zu bahnen.

Wir waren diesmal in der Lage, unserem Volke das Weihnachtsfest durch einige Annehmungen an Lebensmitteln wesentlich zu erleichtern. Wir verdanken das den achtsichtigen Sorgen unserer Soldaten. Sie haben Raum für ihr Volk erobert, Getreidefelder, deren Frucht unsere Soldaten säen, eine fröhliche Weihnacht der kämpfenden Front an die arbeitende Heimat.

Nicht nur dafür, weit darüber hinaus für ein ganzes Jahr härtere Kämpfe und stolzer Siege und Triumphe geführt ihr der tiefste Dank und die warmste Anerkennung des ganzen Volkes, wenn sie zu Hause in ihrer Geborgenheit leben und der Krieg sich abspelen vom Aufbruch, weit entfernt von unseren Grenzen abspielt. Ueber all unseren Erfolgen, deren Segen wir noch gar nicht richtig abschätzen können, steht das Heldenerbgut der Führer, das die Tapferkeit und das Heldentum unserer Kämpfer und das Heldentum unserer Kämpfer und das Heldentum unserer Kämpfer...

Natürlich steht, wie hinter allem, was allgemein auf wirtschaftlichem und finanziellen Gebiet in den USA geschieht, auch diesmal der Großkapitalist und Fabrikant hinter diesen Unternehmen. Es erinnert faszinierend an gewisse Erscheinungen der Inflationsjahre in Deutschland. In der Tat wird dieser Plan als Mittel gegen die Inflation anzuwenden. In Wirklichkeit ist es jedoch ein Zeichen dafür, wie schmerzhaft der Staat an den Anleihen leidet, die er in den vergangenen Monaten durch die Unzulänglichkeit der bisherigen Anleihen durch eine Umwälzung auf die Notwendigkeit weiterer Anleiheentnahmen immerhin selbst ausüben mußte.

Das amerikanische Vorgehen ist im Gegensatz zu den in Deutschland oder anderen „totalitären“ Staaten üblichen Finanzmethoden, typisch unehrlich. Ueberall, wo das Volk gennut Vertrauen zur gemeinsamen Zukunft, zur Au-

ger Geborgenheit lebt. Dafür hat er gekämpft. Er setzt sein Leben ein, damit das Leben seines Volkes gelindert wird. Es gibt dranhin keine feine Einzelheit, in der nicht bei diesem Weihnachtsfest ein guter Kamerad steht. Ihn deckt der gleiche Regen in Feindesland. Sein Grab ist ein Grenzstein unseres Raumes. Von seinem gefallenen Kameraden spricht heute abend der Soldat, wenn er Erinnerungen aus den schweren Kämpfen dieses Krieges wieder aufrichtet, und an jeden toten Soldaten denkt heute zu Hause eine Mutter, ein Vater, eine Frau oder eine Kinderstube in stolzer Trauer.

Unsere Toten sind überhaupt die einzigen, die heute zu fordern haben, und zwar von uns allen, an der Front wie in der Heimat. Sie sind die ewigen Wächter, die Stimmen unseres nationalen Bewusstseins, das uns ständig antreibt, unsere Pflicht zu tun.

Die Mütter, die Trauer um ihre verlorenen Söhne tragen, mögen beruhigt sein. Sie haben ihre Kinder nicht umsonst unter Schmerzen geboren und unter Sorgen erzogen. Sie führten als Männer und Helden das stolze und tapferste Leben, das ein Sohn des Vaterlandes führen kann, und trönten es mit dem heroischen Abschlus, mit dem man es überhaut zu Ende zu bringen vermag, sie opferten sich, damit wir im Lichte stehen. Es liegt allein an uns, ob diese große Hingabe ihren höchsten Sinn erhält. Auf sie paßt das Wort Hölderlins:

„Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht ist unter; Lebe droben, o Vaterland. Und zähle nicht die Toten! Der ist, liebste, nicht einer zu viel gefallen.“

Das ist eine harte und tapfere Lehre des Krieges, die erst in einem höheren Sinne Trost und Stärke geben kann.

Gerade darum schließen wir die Eltern, Frauen und Kinder unserer gefallenen Söhne an dankbarsten in unsere Herzen ein. Sie sollen die Vollendung dessen erleben, wofür ihre Söhne, Männer und Väter starben, und darin den wohlverdienten Trost empfangen.

Ich möchte dabei heute besonders eindringlich an den deutschen Mütter zu sprechen. Der Krieg ist zwar im großen Ganzen eine Sache der Männer. Aber wohin würden wir geraten, wenn uns unsere Mütter und Frauen dabei nicht helfend zur Seite ständen! Aus ihrem weiblichen Instinkt heraus, der sie

niemals trügt, erkennen sie die entscheidende Größe dieser Zeit. Sie fühlen es genau, daß mit ihr auch die Stunde der Mütter gekommen ist, daß im Ansturm unserer Feinde gegen das Reich, wie diese auch selbst offen zugeben, gerade das bedroht ist, was unsere Frauen unter Schmerzen der Nation schenkten Ihre Kinder. Immer sehe nicht im Geiste die Millionen alldiegender Augenpaare, die heute Abend um den Weihnachtsbaum versammelt?

Für unsere Kinder arbeiten und kämpfen wir. Wir müssen durch das Inferno dieses Krieges hindurch, um für sie den Eingang in eine schönere und edlere Welt zu finden. Für sie auch in der Kampfphase haben wir mitten im Kriege dieses Fest gefeiert. Es wird ihnen für ihr ganzes Leben eine der stolzesten Erinnerungen sein.

Wenn ich also von der Heimat aus zur Front spreche, so klingen in meiner Stimme unaussprechliche Millionen ihrer Kinderstimmen mit, die ihren Vätern draußen ihre Grüße und ihre stammelnden Zärtlichkeiten übermitteln wollen. Es gibt für mich keine schönere Aufgabe, als in dieser Stunde Dolmetsch dieser sinnlichen und doch so starken Gefühle sein zu dürfen.

Was soll ich unseren Soldaten von der Heimat sagen? Daß sie treu und unbezert hinter ihren Feind stehen und niemals buchten mögen, das ist die erste und wichtigste Aufgabe. Sie sollen Millionen von Briefen und Liebesgaben von zu Hause. Wir sind alle bei ihnen. Die Heimat wird die Front niemals im Stich lassen. Der Soldat braucht, wenn er mit dem Gesicht gegen den Feind steht, überhaupt nicht zurückzugehen. Er ist im Rücken gedeckt durch ein Millionenheer von Arbeitern, Bauern und Geschäftsmännern, besonders aber auch von deutschen Frauen, die mit edlem Fanatismus der Sache des Krieges trotz aller feiner Belastungen dienen und niemals buchten mögen, daß sie irgendeiner Gefährdung ausgesetzt würden. Wir empfinden im Denken, Fühlen und vor allem in der Haltung gar keinen Unterschied zwischen draußen und zu Hause.

Wir sind als Front und Heimat ein kämpfendes und arbeitendes Volk, das tapfer und unbezert sein Leben verleiht. Man hat uns zu diesem Kriege erzwungen; wir werden ihn mit der Kraft der ganzen Nation bis zum herrlichen Ende durchführen. „Courage ist gut“, sagt Theodor Fontane einmal, „aber Ausdauer, das ist die Hauptsache!“ Darauf kommt es auch jetzt bei uns an; und gerade am heutigen Abend wollen wir den Entschluß dazu in uns bekräftigen. Alle Möglich-

keiten zum Siege besitzen wir. Er wird unser werden, wenn wir ihn täglich und stündlich feier wollen und alles tun, was ihm dient.

Ich werde mich heute an alle Deutschen in aller Welt. So wie ich ihnen den Gruß und den Dank des Führers übermittle, so übermittle ich dem Führer den Gruß und den Dank und die tiefste Verehrung der ganzen Nation. Ihm und seinem geschichtlichen Wirken gelten die heftigsten Wünsche, die wir heute abend zum heiligen Überfließen Formament empfinden. Der Allmächtige möge ihn und uns alle in seinen gnädigen Schutz nehmen. Das Gott und vor den Menschen beten wir, daß wir nicht ablassen wollen von Kampf und Arbeit, bis wir unseren Volk die besten und die gequältesten Menschenheit in einen besseren Frieden bringen können. Dabei wird der Führer uns führen. Er hat uns so oft den Weg gewiesen, und dann gerade waren seine geschichtlichen Erfolge am glückseligsten, wenn wir alle in gläubigem Vertrauen hinter ihm standen und in Treue seinem Worte dienten. So und nicht anders wird es auch diesmal sein. Durch Kampf und Arbeit zum Sieg und zum Frieden! Das sei unser Bekenntnis am Weihnachtsabend 1942.

Die Zeit, die ich zu euch sprechen wollte, ist vorbei. Die wenigen Herzen am Tannenbaum sind im Verfließen. Schon rät von ferne wie wollen uns ihm freudig hingeben. Aus dem Jauher des Festabends von heute nehmen wir Kraft und Stärke zum härteren Wert des Krieges mit. Wenn wir tapfer und treu der Zeit dienen, dann wird sie uns am Ende auch gehören.

Ich richte meinen Gruß an alle Deutschen an der Front, in der Heimat und überall in der Welt!

Ein Band der Liebe umschlinge uns in dieser Stunde. Ueber Zeit und Raum hinweg reichen wir uns die Hände, so weit voneinander getrennt und doch einander so nahe. Umfange der hohen Nacht der harten Sterne können wir gläubig und voll Vertrauen in die Zukunft. Das freie kommende Jahrhundert trahnt uns, wie der Dichter sagt, in königlicher Ferne an. Es fordert Kampf und Opfer von uns; aber eines Tages wird es sich uns bengen. Das ist nur noch eine Sache der Zeit und der Geduld, des Mutes und des Fleißes, des Glaubens und des Vertrauens, der Stärke unserer Seelen und der Tapferkeit unserer Herzen.

„Refordteuere“ Weihnachten für die Engländer

Ungeheure Anstrengungen, aber wenig Ertrag / „Sowjetern trönt den englischen Weihnachtsbaum“

H. W. Stockholm, 24. Dez. Das englische Publikum soll sich, wie ein schwedischer Bericht aus London sagt, an dieser weihnachtlichen festlichen Weihnacht nicht trösten, daß es an dem Volksgeschehen, die heiligt sein würden, ein Stück Schwarzrot und etwas Kartoffelstuppe zu haben. Dieser gnug auf die englische Hungerelende bezugnehmende Trost ist dürftig genug, wenn er auch an die alten englischen Ueberlegenheitsgefühle gegenüber dem Festland appelliert, das ja England seit Menschen-gedenken durch Hunger Kriege zu machen gewohnt war. Diesmal sind, wenn auch mit Hilfe von Schwarzrot und Kartoffeln, die englischen Hungerelände zumindest gemindert. Sie haben sich gegen die Engländer selber gewendet.

Nicht eingehaltene Fahrplan

Mit Redensarten allein kann ihnen Churhill den Magen nicht füllen. Wohl waren Tripolis, Tunis und Algier der englischen und amerikanischen Dessenlichkeit bestimmt für Weihnachten verschifft worden, gerade um Umfang der englischen Erwartungen für diesen Winter wird man ein Stück des Wohlstandes der feindlichen Pläne am besten erkennen können. Die englische Luftleitung hat es stets mit größter Hingabe verbunden, der deutschen Kriegsführung „Niederlagen“ anzudichten, indem sie ihr einen „Reiseplan“ unterstellte, bei dessen Nichteingehaltung sie — nämlich gemäß den in London, nicht in Berlin errechneten Terminen — die schwerwiegendsten Niederlagen des Feindes hinausposaunte. Nun, in Bezug auf Tripolis, Tunis und Algier, hat ein von aller Welt verführter englisch-amerikanischer Fahrplan vor, der allerdings in keiner Weise eingehalten worden ist. Neben dem Pater und dem Plummudding, dem Wistis und allem anderen, was traditionell zum englischen Weib-

nachten gehört, fehlen auch die dem englischen Volk verprochenen Erfolge im Mittelmeer.

England verzeichnet nur Verluste

Alle Wälder haben an diesem Weihnachtsfest ihre Sorgen. Ueberall sind Enttäuschungen und Enttäuschungen an der Tagesordnung. Das vor allem so reiche und anmaßende Amerika nicht ausgeschlossen. Für England trifft das ganz besonders zu. Wenn schwedische Vertreter in London feststellen, daß dieses Weihnachten „refordteuer“ sei, so kann gleiches von der englischen Kriegsführung gesagt werden. Sie ist so teuer wie nur denkbar. Aber gemessen an Erfolg und Ertrag ist sie geradezu die unfruchtbarste Verwendungsart. Deutschland hat gemaestigte Gebiete gewonnen. Die Vereinigten Staaten haben wenigstens bis auf weiteres die Illusion, aus den Reichen der Kolonialreiche ihrer Bundesgenossen ein neues eigenes Empire raffen und hier die im Pazifik erlittenen Verluste wieder eindringen zu können. Die Engländer haben per Saldo nur verloren.

An dem nächsten wird dieser Zustand, wenn man die Rede des englischen Abolitionärs Caley nachliest, mit der dieser der Weihnachtsstimmung in England und seinen Beziehungen nachsehen sollte. Sie ist im Grunde nur eine stupide Wiederholung des schon hinreichend stupiden durchgeführten Erprobungsversuches gegen Italien. Was Caley im übrigen sagte, gipfelt in folgendem Satz, in der die Bedeutung des Morgenlandes für den englischen Krieg verherlichen wollte: „Es ist sehr wohl möglich, daß der Krieg dort gewonnen wird, genau wie er dort hätte verloren werden können, wenn die Entladung eine falsche Wendung genommen hätte.“

Eritens ist, gerade im Morgenland, noch nicht aller Tage Abend. Der Krieg, dessen bereits

Latsche gewordener Verlust durch England früher oder später selbst zum Demutstein der Engländer kommen wird, geht an der Distanz, mit unermindelter Macht weiter. Wenn ihn die Engländer aber im Nahen Osten noch zu gewinnen oder seinen Verlust rückgängig zu machen hoffen, so müssen sie sich gegenwärtig gegen das ungeheure Kosten, die sie daran-gewendet haben, wenigstens Rommel zu vernichten, vergeblich gewöhnen. Er ist jetzt Operationen, wie nun selbst in London zugegeben wird, „mit unbedeutenden Verlusten“ zu führen, er sei seinen Verfolgern enorme Verluste anerkennend. Daher die jegliche Verlangsamung des Tempos der 8. Armee.

Eine — in Einzelheiten stark tendenziöse, im Kern aber richtig gezeichnete — amerikanische Darstellung von der Montgomerie-Armee sagt, daß der Kampf gegen Rommel wirklich keine leichte Sache sei. „Es ist gewiß richtig, daß Rommel sich langsam, aber sicher entzieht, aber er treibt einen hinter sich, plüßt die Flugplätze um und macht die Verfolgung, die schon wegen der Natur verhältnismäßig langsam vor sich gehen muß, noch langsamer. Denn er zwingt die Engländer, äußerst vorsichtig zu sein, um nicht zu großen Verlusten zu erleiden auf Grund zu herem Tempos.“ Der Amerikaner meint getroffen, diese Art wäre immer noch billiger als ständige Kämpfe während einer Operation, wo jeder Kilometer von sechsten Truppen erobert werden müßte. Er denkt wohl an die Sowjets, deren wahrhaft enorme Verluste jetzt auch den Bundesgenossen einen Schauer einzujagen scheinen.

Ein Faß ohne Boden

Latsche ist, daß die von plutokratisch-bolschewistischen Verbänden gegen Deutschland, Italien und Japan eingeleiteten Offensiven, die gegenwärtig überall über die Bühne gehen, von Ken-Guinea bis Nordafrika, von der Distanz bis zum Indischen Ozean mit ungeheuren Kosten durchgeführt werden. Nicht zuletzt auf dem Tonnagegebiet, der größten und risikantesten Reserve der Verbände. Aber bislang fehlen die Ergebnisse, die solche Anstrengungen irgendwie lohnend erscheinen lassen könnten. Das unsere Feinde gegenwärtig bereits und nicht erst, wie geplant, 1943 zu den Schlägen ausbilden, ist ein sicheres Zeichen dafür, daß sie die Zeit nicht mehr als ihren Verbänden betragen, genau wie der Raum, ehe dem ihr großer Geheimtipp, allmächtig zu ihrem großen Feind geworden ist. Verloren haben sie über lange Verfolgungen und Nachfragen, über den Zwang zur Zerstückelung ihrer Truppen und ihrer Seestreitkräfte. Normalerweise sind Offensiven ein Zeichen der Stärke. Im Falle unserer Gegner sind sie das heute kaum. Im Gegenteil, sie drohen, ein Faß ohne Boden zu werden.

Das beste Eingekindnis, wie wenig alle eigenen Anstrengungen die englische Dessenlichkeit zu befriedigen oder mit Zufriedenheit zu erfüllen vermögen, bleibt die sogar gegen Gefühl und bessere Erkenntnis anhaltende Verherrlichung der Sowjet-offensive. Der englische Nachrichtenendienst sagte am Donnerstagmorgen in einer politisch-militärischen Weihnachtsbetrachtung: „Wenn heute abend vor der St. Pauls-Kathedrale wieder ein Tannenbaum steht, mit einem elektrischen Stern an der Spitze, so wird er uns an die Sowjetunion erinnern.“ Wenn England nur noch auf den Sowjetern als Krönung seines Weihnachtsbaumes zu hoffen gedenkt, so verpöcht dieses Weihnachtsfest in der Tat für England „refordteuer“ zu werden.

Kurz gefaßt:

Von einem niederländischen Grenadier-Regiment, das im Kampf bei Stalingrad steht, wurde als Weihnachtsgruß für die Heimat eine Kriegs-Weihnachtsfeier-Sammlung veranstaltet, deren Ergebnis den Betrag von 49.251,50 RM. erbrachte.

Zugunsten der Spanen Division veranstaltete die deutsche Schule in Barcelona eine deutsche Weihnachtsfeier im Palacio de la Musica. Der Heinertrag des gelungenen Festes fließt der Weihnachtsfeier für die Spanen Division zu. Die reichsdeutsche Gemeinschaft überreichte allen im Hospital des Generalissimo liegenden Verwundeten der Spanen Division eine kleine Weihnachtsfeier.

Der Prozeß wegen des Bombenattentats auf Vorkommander von Papp wurde am Mittwoch in Istanbul mit der Abweisung der Beschuldigung der Angeklagten abgeschlossen. Das Urteil des Schurmergerichts lautet auf 16 Jahre Zuchthaus für die beiden sowjetischen Angeklagten Pawlow und Kornilow und auf 10 Jahre für die beiden türkischen Staatsangehörigen. Die beiden türkischen Angeklagten wurden zu Freiheitsstrafen in der ersten Instanz betragen 20 bzw. 10 Jahre Zuchthaus.

Ministerpräsident Tojo begrüßte auf einem Empfang an Ehrenbankingais die reichhaltige Zusammenkunft der japanischen und chinesischen Nation zur Verwirklichung der Wohlstandspolize.

Frankische Studenten und Schüler demonstrierten in Teheran gegen die anglo-amerikanischen Unterdrücker. Die Besatzungsbehörden drohen mit der Schließung aller Schulen. Drei Mitglieder der Regierung sind verhaftet worden, nachdem sie öffentlich die Verfolgungspolitik der Briten und Nordamerikaner angegriffen hatten.

Ein U.S.A. Militärflugzeug ist am Mittwochmittag am Strande von Quartiere in Sidportugal notgelandet.

Transportminister Lin-Schin-Liang von der Tschungking-Regierung ist durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt worden. Der Minister hat 30 Millionen chinesische Dollar unterschlagen, die für Warentransporte auf der Burmastraße bestimmt waren. Ein weiterer hoher Funktionär namens Hsi-Sin-Hu wurde wegen Beteiligung an dem Verbrechen zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt.

Ritterkreuz für 11 Transportflieger

DNB, Berlin, 24. Dez. Der Führer hat auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, 11 Transportflieger des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes verliehen und mit dieser hohen Auszeichnung das Heldentum der an verfeindeten Fronten eingesetzten Transportflieger in besonderer Weise gewürdigt.

Oberst und Lufttransportführer Otto-Aug. Böhler, geboren am 18. März 1894 in Aachen.

Oberst und Gruppenkommandeur Theodor Beckmann, geboren am 24. September 1897 in Everswinkel (Westf.).

Major und Feldvertr. Gruppenkommandeur Fridolin Fatzl, geboren am 1. Mai 1902 in Rangensproffen.

Major u. Gruppenkommandeur Erich Fährer, geboren am 19. Februar 1911 in Kreisfeld (Dresden).

Staffkapitän und Staffelführer Hermann Frensmann, geboren am 21. Juni 1915 in Kiel.

Oberleutnant u. Flugzeugführer Josef Feil, geboren am 28. September 1909 in Wittenberg.

Oberleutnant und Staffelführer Walter Fickler, geboren am 15. Oktober 1915 in Dresden.

Leutnant und Flugzeugführer Alfred Föbisch, geboren am 25. Januar 1904.

Oberleutnant und Flugzeugführer Walter Domenikus, geboren am 25. Oktober 1913 in Mörzingen.

Feldwebel und Flugzeugführer Oskar Kraßel, geboren am 18. Juni 1913 in Rätzsch.

Feldwebel und Flugzeugführer Günther Frenzel, geboren am 19. März 1919 in Berlin.

Seit Kriegsbeginn stehen die Transportflieger unermüdet im Einsatz. Hinter den großen Ereignissen verstanden, tun sie ihre Pflicht, die höchste Anforderung an Mut, Laikraft und Entschlossenheit stellt.

Bermittler Ritterkreuzträger schlug sich durch

* Berlin, 24. Dez. Der am 2. Dezember 1942 zum Feindflug nicht zurückgekehrte Bermittler Ritterkreuzträger Oberleutnant Erich Harich, ausgezeichnet mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, ist nachherhalten bei seinem Verband wieder eingetroffen. Nachdem Oberleutnant Harich hinter den feindlichen Linien notlandend mußte, gelang es ihm und der übrigen Besatzung des Flugzeuges sich zur eigenen Truppe durchzuschlagen.

Jahrgang 1925 ist aufgerufen

* Berlin, 24. Dez. Zur Aufnahme in die NSDAP werden die Angehörigen der Hitler-Jugend und des Bundes Deutscher Mädel des Jahrganges 1925 (nicht wie gestern irrtümlich gemeldet das Jahrgangs 1928) aufgerufen.

Antragsberechtigt sind alle Jugendlichen, die eine ununterbrochene Dienstzeit in der Hitler-Jugend bzw. dem BDM seit dem 1. Mai 1939 nachweisen können. Einpfordern der Antrag zur Aufnahme ist unter Ausfertigung eines eigenhändig unterschriebenen Aufnahmewunsches bei der zuständigen Ortsgruppe der NSDAP zu stellen. Der Aufnahmetag ist der 20. April 1943. Infolge der kurzen Bearbeitungszeit werden alle Angehörigen der Hitler-Jugend und des BDM. des Jahrganges 1925 aufgerufen, sich sofort mit ihren zugehörigen Ortsgruppen in Verbindung zu setzen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die öffentlichen Ueberlieferungsfeierlichkeiten nur symbolische Handlungen darstellen, und eine Aufnahme in die NSDAP nur rechtskräftig wird, wenn hierzu ein entsprechender Antrag bei der zuständigen Ortsgruppe gestellt und der Aufnahmewunsch der NSDAP eigenhändig von dem Aufzunehmenden unterschrieben wurde.

Verlag: Führer-Verlag G. m. b. H., Karlsruhe
Verlagsdirektor Emil Muns, Hauptschriftleiter Franz Moraller, Stellv. Hauptschriftleiter: Dr. Georg Briner
Rotationsdruck: Südwestdeutsche Druck- und Verlags-gesellschaft m. b. H. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 13 gültig.

Weltpolitik am Telesphon

Ein Jahr englischer Fehrechnungen im neutralen Niemandsland miterlebt / Von Hans Wendt, Stockholm

Benige Tage nach dem englisch-amerikanischen Krieg gegen Afrika kam, soeben von einem im Schwarzwald verbrachten Krankheitsurlaub nach Schweden zurückgekehrt, ein deutscher Auslandsjournalist in ein viel besuchtes Geschäft, das wegen seiner besonderen Eigenschaften zu einer Art politischer Börse geworden ist, mindestens zu einer Austauschbörse der widerstreitenden Parolen, die von den verschiedenen Lagern ausgehen. Der Inhaber, ein brauner Mann, wirklich neutralitätsbestritten und daher von bestimmten Elementen als „Deutschfreund“ bezeichnet, sah etwas befohlen drein. „Was für ein Schlag für Deutschland“, sagte er. „Was meinen Sie?“ „Nun ja, natürlich die Sache im Süden. Die Engländer sagen, der Wendepunkt des Krieges, „Was so“, „Wird das Krieg? Endlich ist Schluss mit der Errettung und mit dem Mysterium um Afrika. Endlich wieder Bewegungsfriede, — und Sie wissen, ein Bewegungsfriede wird mir den anderen immer überlegen.“ Man merkte ihm trotz des Zuspätkommens, wie die englisch-amerikanische Agitation ihm den Atem verdrängen hatten. — Soeben, ein paar Wochen später, wieder im selben Laden. Er kam dem Besucher entgegen, beinahe als müde er sich empfand, daß er damals so einseitig geurteilt hat: „Sie haben wirklich recht gehabt. Ja, jetzt sind die Nachrichten ganz anders.“

Sie hatte man ein gutes Beispiel dafür, wie die Engländer arbeiten und — wie sie sich verhalten haben. Sie wollten aus der bereits mit gewissen unangenehmen Mängeln mitgemachten Afrika-Aktion auf jeden Fall zunächst einmal ein sozial-ökonomisches Kapital schlagen, wie möglich. Handlungsfähigkeit, Initiative und Energie, die auf ihrer Seite nachweisen; alle minderwertigen in der Welt einfach überbrücken mit ein paar Parolen wie der von „entscheidenden Wendepunkt des Krieges“. Hinterher aber kam der Rückschlag, die nächste Erkenntnis, daß die Führung der Afrikaner nicht die gleiche war, die sie selbst auf sich selbst aufgetragen hatte, und vor allem: die Enttäuschung darüber, daß wir selber nicht auf den Nebenfluss hereingefallen waren.

Dergleichen wird sich wahrscheinlich noch öfter wiederholen. Für Churchill's Pokern bleibt ja nichts weiter übrig. Die Aussichten verbessern sich freilich nicht. Wie oft haben wir das in diesem Jahr erlebt. Immer wieder. Gerade wir hier draußen als Freund und Feind sich abwechseln zu überreden suchen und in einem nicht abzusehenden Revenantkampf begriffen sind, bei dem Miene, Haltung, Ausdrucksweise eines jeden noch so feinsten einen großen Rolle spielen. — Wie freilich in dem sozial bespäteten Deutschland selber auch. Wir kennen die kleinen und großen Kriegskisten und meistens auch die Absichten der Engländer schon ganz aus. Sie sind nicht sonderlich originell, und vor allem, viel Erfolge kann man ihnen nicht begehnen. Am Wenigsten.

Der Auslandsberichterstatter ist in diesem Krieg angewungen, gerade das zu tun, was anderen — im Interesse ihrer Zeit, Nerven und guten Laune nur zu ihrem Vorteil — erspart bleibt: sich nämlich mit all den lässlichen Ausdrücken und Schwindelreden herumzuschlagen, die von generischer Seite produziert werden zu dem Zweck, die Welt der neutralen Staaten zu misären zu machen. Nun, mir ist schon klar, was mir davon werden; aber immerhin gehört eine gewisse gesunde Verdammung dazu, all das Gift, das man notgedrungen ermaßen in sich aufnimmt und verarbeitet, wieder auszuscheiden, ohne körperliche und seelische Schäden. Wer bei dieser Tätigkeit alltäglich, wie es der Dienst erfordert, von morgens 6 oder 7 Uhr bis in den späten Abend hinein den Akteur abhorcht, am liebsten durch Neuter, daß und das USA-Neuermaterial sowie die von allem befreite einheimische Presse aufmerksam durchforscht, dem konnten die Engländer zeitweise gerade leid tun. Denn Verrennungen solcher Art, wie sie ihnen durch die Wechselfälle dieses Krieges auferlegt wurden, mit allem sozialer Machtverlusten, nicht nur an Freunde, sondern er recht an die USA, die zum schließlichen selbst England nicht ganz ohne gefährliche Folgen auf sich nehmen. Sie sind in der Tat nicht auszuweichen, und wenn die Führer des Reiches zu eindenken an Kollaps übergegangen ist, so liegt darin eine der Folgen des Zeitablaufes enthalten, daß England den Krieg längst verloren hat. Alle Versuche, diesen Urteilsspruch zu revidieren, haben bisher insbesondere in dem ablaufenden Jahr nur keine Verfahrnung bewirkt.

Es ist spät abends. Eine sonore, aber müde Stimme, müde vom täglichen Kampf mit schlechten Nachrichten aus dem Pazifik und Ostafrika, verflücht aus dem Lautsprecher, der neben Telefon und Weltkarte zum wichtigsten Gerät des Arbeitszimmers gehört, das Ende in Singapur, die größte Katastrophe des Empires seit seinem Beginn. Alles, was aufgebracht werden kann, um aus einer aufzunehmenden Niederlage einen angeblich freizwilligen aber gar erfolgreichen Rückzug zu machen, ist längst aufgebraucht. Diese Niederlage ist zu erlitten. Alles, was übrig bleibt, besteht in dem Versuch, ein Entschuldigendes wenigstens von Teilen der Besiegten und zum Schluß zur Kapitulation gebrachten Empire-Streitkräfte nach Java glaubhaft zu machen. Darin liegt ja nun die große Hoffnung: Java. Doch nach einem kurzen Zeitraum ist auch sie dahin. Der ganze riesige Bereich rings um die Philippinen geht für jene Mächte verloren, deren Weltbeherrschung hier ihre tragenden Pfeiler hatte. Heute verläßt man Südamerika, Afrika oder den Nahen Osten als Stützpunkten einzufahren. Aber es wird sich zeigen, daß trotzdem das Weltimperium der alten Herrscher irreparabel und das Verlorene unwiederbringlich dahin ist.

Genau so in Sowjetrußland. Auch hier hatten sich — wie wiederum gerade von einem Standpunkt wie Stockholm sehr genau verfolgt werden konnte — die technisch-großnervigen Kräfte eines mit brutalsten Mitteln überführten Systems, dank der Masse und dem Behandlungsvermögen des Materials, sehr lange über die Zerstörung der wunden Stelle hinaus. Aber die eigentliche Hauptoffensive wurde verschlagen. Was im Sommer und Herbst dieses Jahres im Osten für Europa

errungen werden konnte, das hat dem Sowjetreich eine nicht minder tragende Substanz gegeben, wie sie den großen Kolonial- und Seemächten im Pazifik genommen wurde. Daß es etwa gelingen konnte, bereits in diesem Jahr 1942 den Krieg im Osten zu beenden, damit hat hier draußen niemand gerechnet. Wohl bestand aber bei unseren Gegnern die feste Spekulation, daß sich die deutsche und die verbündeten Armeen im Osten so festsetzen und verbluten müßten, um eine nicht mehr allzu riskante Invasion der anglo-sowjetischen Mächte in Westeuropa zu ermöglichen. Aber alle englischen Hoffnungen auf die Winter- und Frühjahrsoperationen, die Deutschland kampfunfähig machen sollten, schlugen fehl. Obwohl wir fast alltagsmäßig auf dem Zeitungstisch dieselben fetten Uebererklärungen lasen: „Diese neue russische Offensive — Moskau meldet gemaltige Erfolge“... Stattdessen kam Wolotow und legte in London und Washington die ungeliebten Wechselfel auf den Tisch...

Ich weiß vom Mittelboden der ersten englischen Berichte über die Operationen, wie sehr sie die Hoffnung an dieses Abenteuer geknüpft hatten, es möge sich nicht bloß Erprobung unserer Wachsamkeit und Verteidigungsstärke auf dem großen Invasionsunternehmen entwickeln, das ursprünglich wohl erst für 1943 geplant gewesen war, wegen der verzweifelten Lage der Sowjets und Stalins barhäutiger Hilfe aber vorverlegt werden mußte. Der Zusammenbruch des Dönne-Unternehmens, mit Gutschulks nachträglicher Eingekündung — selbst die sonst so beherrschte Portwein- und Whisky-Stimme, die stets bei allem klar zu kommen scheint, schien an dieser Stelle zu zittern —, daß keine weiteren Dünkirchen-Katastrophen hätten riskiert werden können (daraus ergab sich der Bericht auf eine größere Wiederholung im Westen) — dies alles führte nicht nach Frankreich nach Afrika. Da Stalin nicht bis 1943 warten konnte, wurde die Erbst-Weite-Front wieder alle Pläne und Erwartungen, ohne daß ein volles Ende der Vorbereitungen vorlag, zu Beginn dieses Winters überführt in Gana

gelegt. Das ist das ganze Geheimnis der Nordafrika-Aktion, von Neutralen aus gesehen. Wo bei allerdings noch hinzukommt, daß die Engländer Rummel Made gefahren haben und ferner betreibt waren, auch an Italien Made zu nehmen. Sie hatten — die englischen Zeitungen jener Tage erweilen es ganz klar — von Antana an alles darauf abgeleitet, mindestens die Toulon-Flotte, möglichst aber auch Toulon selbst in ihren Besitz zu bringen. Da mit sollte Italien angreifbar gemacht werden. An jenem Morgen, als beides auf dem rassen Jagd der Wüste weiter, hatten sie den entscheidenden Zug der Schlacht verloren.

Die anglo-sowjetisch-jüdische Greuel- und Ragen-agitation, ganz auf Erzeugung von Haß und Vergiftung aller menschlichen Beziehungen abgesehen, müht auch in diesem Krieg mit voller Macht in den von jenen beherrschten oder beeinflussten Ländern. Jeder, der heute draußen lebt, hat eine dicke Haut wachsen lassen müssen. Vorhandene oder künstlich geschaffene Verständnislosigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber unserem Existenzkampf, dagegen williges Weitertragen der von Juden und Freimaurern ausgehenden Theorien bilden leider das Gepräge in vielen neutralen Milieus. Aber für uns, die wir dazwischen liegen, sind die Dinge aus dem Vorkriegskampf gewohnt sind, bilden das Wert- und Maßstab für den guten Stand und die Folgerichtigkeit der eigenen Sache.



Ein Weihnachtsgruß aus der Heimat

In dieser Stellung an der Tunesientront ist ein kleiner Weihnachtsbaum eingetroffen. Mit besonderer Liebe und Sorgfalt wird er von den Männern geschmückt, deren Gedanken in der Heimat weilen. PK-Kriegsberichterstatter Schultze (PKZ) (Sch.)

minder gemeine Waffe alle seine Besessenenhoffnungen geleht. Die anglo-sowjetisch-jüdische Greuel- und Ragen-agitation, ganz auf Erzeugung von Haß und Vergiftung aller menschlichen Beziehungen abgesehen, müht auch in diesem Krieg mit voller Macht in den von jenen beherrschten oder beeinflussten Ländern. Jeder, der heute draußen lebt, hat eine dicke Haut wachsen lassen müssen. Vorhandene oder künstlich geschaffene Verständnislosigkeit, ja Feindseligkeit gegenüber unserem Existenzkampf, dagegen williges Weitertragen der von Juden und Freimaurern ausgehenden Theorien bilden leider das Gepräge in vielen neutralen Milieus. Aber für uns, die wir dazwischen liegen, sind die Dinge aus dem Vorkriegskampf gewohnt sind, bilden das Wert- und Maßstab für den guten Stand und die Folgerichtigkeit der eigenen Sache.

Weihnachtsüberraschung

Von H-Kriegsberichterstatter Dr. C. Röhlig

HPK Die H-Männer mit keinem Gedanken daran, daß Weihnachten vor der Tür stand. Sie hatten das Gefühl für die Zeit verloren. In den letzten Monaten im Kampf, lagen sie überhäuften Kälte in gepregelten Schützenlöchern und Schößen und schossen. Ihre Sinne waren hinaus in die Schneewüste gerichtet und darauf konzentriert, den amfgleichenden, weißen Gehalten zu Leibe zu gehen, die unantastlich anstürmten und im Abwehrfeuer liegen blieben.

Die Männer mußten nicht, wie viele Tage sie schon da lagen, mühten weder Tag noch Stunde. Einmal Tages kam der Spieß mit den Eisenkolern in die Stellung, ging von MG zu MG, und drückte seinen Männern, die ihm in den Monaten des Kampfes ans Herz gewachsen waren, die Hand. Morgen werden ihr auf zwei Stunden abgelöst. Ich habe für euch eine kleine Weihnachtsfeier vorbereitet, sagte er schon halb im Gehen mit fast bewegten Worten, die ihm sonst gar nicht eigen waren. Da war auf einmal das vertraute Wort Weihnachten mitten in die Schneewüste zu den Männern gekommen. Trotz des erlittenen Abwehrkampfes sollte es also auch für sie eine Weihnachtsfeier geben!

Der nächste Tag war gekommen. Schon früh nach der Dämmerung herein. In einer Baumkante, dicht hinter der Front, brannte ein Lichterbaum. Die Männer des 1. Juges, lange Kerle, gingen geschäftig durch die niedrige Tür, lehnten die Gewehre an die Wand und hielten die verflämten Hände über die Glut des offenen Herdfeuers. Anständig festgenagelt um den Lichterbaum, einer dicht neben dem anderen, um das kleine Lichtmunder ganz vor Augen zu haben.

Der Spieß persönlich reichte ein warmendes Getränk. Und dann kam wirklich Ernst Ruprecht, der Jäger eines ersten Bortrugs. Der Saft aus dem Rücken war prall gefüllt. Für die H-Männer war es ein Rästel, mo der Chef und der Spieß trotz des strengen Winters, der alle motorisierten Kräfte für Munition und Benzin in Anspruch nahm, kleine Geschenke herbeifommen hatten. Der Spieß mußte schon ganz tief in die Taschen seines Verpflegungsmagens gegriffen haben.

Gepackte Augenpaare richteten sich auf all die Dinge, die verteilt wurden. Es gab Schokolade, Pfefferkuchen, Nüsse, Blätter und ein weißes Papier einwickeltes Glas, das bei allen das gleiche zu sein schien. Begeistert wurde das Glas in die Hände genommen, wachte über die Gesichter und blieb stehen. Die armenige Bauernkate wurde zu einem Palast. Jeder hielt einen Rahmen mit einem Bild in der Hand. Der erst 18jährige Kaver aus Schwäbisch-Gmünd sah in die Augen seiner Mutter, der Friedrich aus dem Bapptischen Wald hatte ein Bildchen seiner vierköpfigen Familie vor sich und der Wilhelm von der Wasserfante blickte in das Antlitz seiner Braut. Auch der Romanische wurde bedacht. Ihm lagte sein Jüngster entgegen, den er noch nicht gesehen hatte.

Die Gesichtsätze der alten, jungen Soldaten wurden immer feierlicher. Das Gedächtnis, was es für sie gab, war, man möchte fast sagen, lebhaftig zu ihnen gekommen.

„Ja unser Spieß, das ist ein Teufelskerl“, meinte leise, um die Stille nicht zu unterbrechen, der Chef, der selbst nicht von der Überraschung gewußt hatte. „Wie er das nur wieder gemacht hat!“

Nun, nachdem die Idee einmal da war, ging es verhältnismäßig einfach. Durch die Hände des Stabschreibers lief die gesamte Kompaniepost. Schon im September fing dieser an, regelmäßig die Adressen und Absender auf den Feldpostbriefen nachzusehen, um Einblick in die privaten Verhältnisse seiner Männer zu bekommen und festzustellen, wer zu wem gehörte. Bei den Verheirateten war es leicht, die genaue Adresse bei der Kompanie vorlagen; bei den anderen glückte es durch zwingende, außerdienstliche Unterhaltungen.

Mit verträumtem Lächeln legte sich die „Mutter der Kompanie“ mit seinem Schreibepenn, schrieb weit über achtzig Feldpostbriefe und sprach darin die begründete Bitte aus, der Dienststelle ein Bildchen mit Namen zu schicken, das bequem getragen werden kann. Schon Ende November trafen die ersten Photos ein; und schließlich letzte nicht eines.

Nach einer Stunde waren die Lichter langsam am Erlöschen. Es hieß, sich wieder fertig zu machen. Der zweite Zug mußte abgelöst und zugleich dessen Stellung mit übernehmen werden. Die trahlenden Gesichter wurden wieder ernst. Aber es blieb tief innen ein Leuchten, das sich auch noch ein wenig in die Augen bahl.

Ein Jahr ist seit dieser denkwürdigen Weihnachtsfeier vergangen. Die H-Männer denken noch heute an die feierliche Stunde in der Frontkante zurück und können sich eines Schmunzels nicht erwehren; denn ihr guter Spieß hat ungewollt mit seinen Worten drei Ehen geknüpft. Er hatte an Braute geschriben, die es noch gar nicht waren, aber dann dadurch doch wurden.

Ein Bauernhof muß erschafft sein

Ernst Ritter, der badische Träger des Ritterkreuzes zum Kriegsverdienstkreuz erzählt

In einer schlanken Antiquarische steht an der Tür eines Karlsruher Ateliers der Name Hagemann. Dreimal müssen wir klopfen, immer stärker, bis von drinnen das einladende „Herein“ zu hören ist. In dem großräumigen Atelier arbeiten zwei Künstler, und sie lassen sich keinen Augenblick hören. Außer Doktor Hagemann arbeitet hier gleichzeitig der Bildhauer Professor Schliebler an einem Bildnis Ernst Ritters. Er wagt dem Künstler den Auftrag aus dem Gesichtnis unserer Zeit.

Zum erstenmal in seinem Leben wird Kreisbauernführer Ernst Ritter gemalt. Würdig und auch ein wenig stolz sitzt er auf dem erhöhten Podest im hellen Atelierraum. Und wenn einer Bauernführer von zwei Kreisen ist, und dazu noch im Krieg, dann hat er nicht viel Zeit. Es muß also schnell, sehr schnell gehen, was die beiden Künstler da schaffen, und sie arbeiten mit äußerster Anspannung und Konzentration. Der Pinsel Hagemanns springt förmlich über die getrocknete Leinwand, wippt hier eine Schwärze, gibt dort einer Fläche eine lebhaftere Färbung. Man spürt einen Eifer. Es liegt wie Spannung in der Luft. Der Bildhauer arbeitet ruhiger, gleichmäßig und abwägend gleitet seine formende Hand über die tonige Masse und gräbt aus dem unförmigen Stein ein menschliches Antlitz gibt ihm mit schöpferischer Hand die Züge Ernst Ritters.

Eine Atempause bewähren wir zu einem Gespräch mit Ernst Ritter. Ein breitbauliger, unterlegter Mann aus dem Oberland hat von seinem Vordium auf uns zu. Eine hohe, fliehende Stirn hat er und die frische Farbe des Mannes, der viel im Freien ist, besticht den Gesicht, außer ein paar schwarze Punkte gewedeten Augen. Auch sonst ist Ernst Ritter lebhaft, hat nicht die starre Juristenhaltung im Gespräch, wie wir sie oft bei seinen Landsleuten finden. Er weiß sofort, worauf es ankommt, macht bestimmt nicht sein erstes Reintunselversteht und achtet, daß er in seinem Leben noch so viel fotografiert werden ist, wie in den letzten Wochen seit jenem 2. Oktober. Wir wollen mehr von seiner Cheuna durch den Reichsmarschall in Berlin wissen, wie das gewesen ist, ob er schon vorher etwas und was er gewußt hat. Ernst Ritter lacht, lächelnst beinahe geheimnisvoll, erzählt dann, und die Melodie der Heimatprache schwingt auch in seinem Sprechweise mit.

„War nichts da, er gewußt, gar nichts. Als ich die Einladung nach Berlin zur Entgegennahme einer hohen Auszeichnung“ bekam, habe



Die Porträts Ernst Ritters kurz vor ihrer Vollendung. Unser Bild zeigt den Porträtisten Oskar Hagemann und den Bildhauer Professor Schliebler bei der Arbeit im Atelier.

ich zuerst an das Kriegsverdienstkreuz erster Klasse oder so was gedacht. Auch in Karlsruhe, da mußte ich zuerst Station machen auf der Landesbauernschaft, habe ich nichts erfahren.“ Selbst in Berlin herrschte zuerst noch großes Stillschweigen. Dann bekam Ernst Ritter nochmals einen Brief: „Als ich da den ersten Satz las, mußte ich mich erst einmal hinsetzen. Hier einen weißen Briefbogen mit Dienstreisepfosten auseinander und gibt ihn uns.“ „Sie erhalten morgen das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz“, heißt da. „Zuerst war ich ganz erschlagen. Und dann — dann war ich stolz, nicht für mich, nein, weil das nach Baden kam“, sagt Ritter dazu.

Immer wieder hat Ernst Ritter dann, in Berlin hing das bei einem Empfang nach dem Reich an, aus seinem Leben und von seinem Bauernhof erzählen müssen. „Am meisten erstaunt waren sie jedesmal, wenn ich ihnen sagte, daß ich zwölf Hektar Land habe. Ich bin also

kein Großbauer im norddeutschen Sinne. Aber es ist mein eigenes. Alles selbst erschafft und hingestellt. Zuerst hatte ich in Fachsenau einen Pachthof. Als nichts mehr dabei rauskam, habe ich Land gekauft und die Größe für das heutige Grundstück festgelegt. Ich habe es selbst ausgeführt. Und dann ist das Haus nach meinen Plänen gebaut worden. Wissen Sie, ich mein, ein Bauernhof muß erschafft sein, man soll ihn nicht einfach kaufen“, sagt Ernst Ritter, und seine Worte fallen phrasenlos, tief nicht papiert oder angelesen, sondern ermit Lebenserfahrungen.

Ernst Ritter hat heute in Fachsenau einen vollkommen modernen eingerichteten Hof. Seine Frau bewirtschaftet ihn zur Zeit und hat die Viehhaltung noch halberhalten können, obwohl Ernst Ritter selbst hauptsächlich drüben im Elß mit dem Aufbau im Kreis Mühlhausen beschäftigt ist und sich um das eigene Anwesen kaum kümmern kann. Seit 1941 hat er diese zusätzliche Arbeit noch. Auch vorher hat es schon nicht daran gefehlt. 33 Gemeinden vom Kreis Mühlhausen mußten 1940 im Zuge des Kriegsgeschehens am Oberrhein geräumt werden. Die landwirtschaftlichen Betriebe unterstanden dabei Ernst Ritter. Alles vollzog sich reibungslos, und die Acker wurden gemeinschaftlich weiterbewirtschaftet, so daß die Milchlieferung und Wiederbefüllung auf der linken Rheinseite führte Ritter durch.

Seit Juli 1941 erre er im Kreis Mühlhausen noch schwierigere Aufgaben. Das Land von 44 Gemeinden mit 4733 landwirtschaftlichen Betrieben war durch die französische Räumung in eine schier endlose Steppe verwandelt. Nach der Rückführung der Bevölkerung wurde die Bebauung der Acker systematisch unter Ritters Leitung durchgeführt. 1800 Hektar nahm er in Eigenbewirtschaftung der Kreisbauernschaft und sicherte damit die Ernährung von Mühlhausen.

Ernst Ritter hat uns von seiner Arbeit erzählt, oft in direkter Rede gesprochen, lebhaft, wie wenn er draußen auf dem Acker mitten in der Organisation lände. In Wirklichkeit gehen wir in einem Maleratelier in Karlsruhe auf ein ab. Dabei fällt ein Sonnenstrahl wie verloren auf das Kreuz am Hals Ernst Ritters. Es glitzert und funkelt für einen Augenblick und es geht plötzlich ein Scheln von ihm aus, als wollte es sich legen „und deswegen, wegen alle dem hat er mich bekommen“.

Dann hat er wieder auf seinem Podium, und die Arbeit der beiden Künstler geht still und konzentriert weiter. Günther Röhrdanz.

Seemannsweihnacht

Von Kriegsberichterstatter Dr. Hanns-Heinz Schultze

PK. So war es Weihnacht vor einem Jahr: Das Kriegsschiff stand an der nördlichen Front, führte Krieg in Eis und ewiger Nacht gegen Sowjets und Briten zuletzt. Als die Festtage nahten, ging es vor Anker in einem einstuigen Nord der norwegischen Eismeerstraße. Es lag als einziges verlorenes Ermas in einem riesigen Refsel. Zu beiden Seiten türmten sich hohe, himmelrauhende Felsen. Es war eine Urmwelt, eine bizarre Mondlandschaft, nichts als Wasser und Eis, Fels und Wolken, alles erstickt, von keiner Menschenhand berührt und in ewiges Dunkel gehüllt. Hier feierten deutsche Soldaten das Weihnachtsfest.

Was dachte wohl der Matrose der in der heiligen Nacht auf dem vermaiden Signalband stand, in den Felsklüften und der dicken Pelsverwummung des Wadmantels in dieser Umgebung einem jellischen Gnommen gleichend? Um ihn war alles tot, nur kein warmer Hauch verriet das Leben. Der Matrose sah auf zu den gleißenden Strahlen des Nordlichts, die über den dunklen Himmel leuchteten, in sich verfunken betrauerte er die funkelnden Sterne. Ob die Lieben daheim auch wohl zu dieser Stunde zu denselben Sternbildern empor-

schauten? Er mußte es mit unbedingter Gemüht und empfang ihre Grüße und Wünsche. Die Kameraden der Fremde feierten jetzt im Wohndeck die Christnacht. Auf den Zandernbänken brannten die Lichter, glitzerte der bunte Schmelz. Das Schiffskanvier hängte die uralten deutschen Weihnachtslieder an, und die Matrosen sangen mit rauher Stimme, indem sie an die Stube in der Heimat dachten, an die Frau und die Kinder; manchmal wurden die Augen einen Augenblick lang leuchtend. Der Kommandant sprach ein paar Worte, kurz und soldatisch, und sagte doch jedes einzelnen — etwas. Die Offiziere verteilten mit einem herzlichen Händedruck die Geschenke und hatten für jeden Mann eine kleine Überraschung.

So war es Weihnacht vor einem Jahr. Und wo werden die Matrosen diese Weihnachtsfest sein? Vielleicht wieder im Eismeer, vielleicht im Atlantik, im Kanal oder im Finnennorden, im Mittelmeer oder im Indischen Ozean. Sie sind überall dort, wo sie zum Schutze der Heimat kämpfen müssen aber überall dort, wo deutsche Soldaten sind, werden sie in der heiligen Nacht eine stille Stunde mit den Sternen feiern und die Lieben grüßen.

Rund um den Weihnachtsbaum

Woher er kam und was er sagen will / Von Franz Joseph Götz

Deutsche Weihnacht — was will sie anderes befragen als Befreiung, Erneuerung. Durchbruch zum Licht! So war es schon einst, vor Jahraufbruch, als unsere germanischen Ahnen ihr Juchzen, das Schicksalsfest der Winterwendepunkte, das Fest der Verführung und Befreiung feierten. In diesem Tage gingen die Götter durch die Welt, Furcht und Segen spendend, das Alte vernichtend, Schuld und Schande auflösend und Sühne fordernd. An diesem Tage gedachte man auch der schon Heimgegangenen. Um sie und die Götter zu verführen, gab man vom Besten hin, das man hatte. Und nahm dann, dadurch entführt und bezaubert, selbst an dem Opfer teil. Denn das Juchzen war vor allem auch ein Freudenfest, ein Fest der Wiedergeburt des Lebens in der Natur, des eigenen Landes und Volkes.

Tausende von Gebräuchen, Liedern und Sagen in Hunderten von Mundarten, alle aber in der einen geliebten Mutterprache, fanden über ganz Deutschland hin von diesem großen Einheitsgefühl. Wie ein Geistesreigen schließt sich diese Rette um Deutschland, die goldene Rette des deutschen Weihnachtsgedankens. So einst — so heute, denn der Gedanke ist der Welt geblieben, und seine Beziehungen zwischen alter und neuer Zeit sind gerade in der Gegenwart, im ersten Jahr des deutschen Freiheitskrieges, am allerwenigsten zu verkennen.

Trakt auch sind die Sagen und Symbole vom Lebensbaum. Denn durch die Jahrtausende hat die Menschheit nicht aufgehört, in ihrem Dichten und Sinnen nach der in ihm dargestellten Vorstellung vom Dunkel, der Erneuerung und Bewusstwerdung des Lebens im Lichte zu suchen. Leben aber bedeutet Fruchtbarkeit, ewige Rette im Geschlecht. In neuer Form ist uns der Lebensbaum im Weihnachtsbaum wieder geschenkt worden, und sein Schmück- und heilungsbereitender Schmuck ist wiederum das Licht. Er verdient nicht nur wegen seiner Symbolik der Erntedankfesten „Lebensbaum“, sondern er ist eben von uns auf seinem Lebenswege erschienen. Die Hand des Kindes aus dem Mutterarm greift schon nach seinen Götterbildern; die heranwachsende Jugend hebt in freudigem Staunen ihren Blick zu seinem Glanz empor. Und auch in den Augen der Alten weicht dieser Glanz noch einmal einem Widerchein. Als stiller Wohnort geht der Weihnachtsbaum mit uns durchs Leben, und am Ende jeden Jahres überholt er, vertiefend und verführend, noch einmal Freund und Schmerz, die es erfüllten. Als Sonnenschein leuchtet er uns hinüber ins neue Jahr. Selbst der rauhe Krieger will ihn nicht missen; nicht immer kann er ihm eine deutsche Tanne sein. Aber von einem Ende des weltweiten Schirmes zum andern, in irgend einer Form wird ihm der Weihnachtsbaum vom deutschen Weihnachtsgedanken künden.

Wie er erkant? Theodor Storm hat die Frage in einem wunderhübschen, aber eben — dichterischen Bild:

„Von drauß im Walde komm' ich her,
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Überall auf den Tannenäpfeln
Sah ich goldene Äpfelchen blitzen.“

Der Dichter kann das. Wir Alltagsmenschen müssen einen weiten Weg zurücklegen, um an die Anfänge des Weihnachtsbaumes zu gelangen. Denn es wurde, wie wir gesehen haben, im sechsten und fünften Jahrtausend vor Christus. Und diesen Weg müssen wir dann wieder vorwärts schieben, bis wir ihm endlich im Worte, und später noch im Bildergang begegnen. Das ist nämlich noch gar nicht so lange her, als man den Weihnachtsbaum finden wird erstmals in schriftlichen Urkunden von 1521.

Im späten Mittelalter, 1494, lesen wir im „Narrenschiff“ des Straßburger Sebastian Brand:

„Und wer mit etwas nubes hat,
und uns das noch so jungen gat,
und arven tann ritz in ihn bus,
der meynt, er lebt das für nit us.“

Wir begegnen hier der Sehnsucht des Menschen, zur weihnachtlichen Zeit, da alles Leben in der Natur sich wieder erholen, es durch Zweige des immergrünen Lebensbaumes, der Tanne, wenigstens in seinem Heim zu bewahren.

Den eigentlichen Weihnachtsbaum finden wir erstmals in schriftlichen Urkunden von 1521.

1546 und 1555, die das Schlagen solcher Bäume bezeugen. Offenbar, weil man darin eine Fortsetzung des heidnischen „Widwinters“ — oder Lebensbaumfestes sah. Auch der Straßburger Prediger Johann Konrad Dannhauer schreibt 1557: „Unter andern Kappellen, damit man die frohe Weihnachtszeit... begehrt, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zuder behängt und hernach schütteln und abblumen läßt.“ Wieder ein Straßburger, unbekannter Namens, berichtet in seinen sonst deutlich geschriebenen „Memorabilia quaedam Argentorat observata“ (Im Straßburger Beobachtete Denkwürdigkeiten) vom Jahre 1608: „Auf Weihnachten richtet man Tannenbäume zu Straßburg in den Stuben auf, daran hängen man Blüten aus verschiedenem Papier geschnitten, Pfeffer, Oblaten, Zischgalt, Zuder usw. Man pfeift darum ein vierecktes Rahmen zu machen...“. Rund 140 Jahre sind es her, seit auch bei uns in Baden der Weihnachtsbaum gerichtet wird, und zwar hören wir zuerst von ihm in Hebel's 1805 erschienenen „Alemannischen Gedichten“. In ihrer 5. Auflage von 1820 ist er bildlich an der Decke hängend dargestellt, ein Baum, der noch in unserer Jugendzeit im Schwarzwald verbreitet war. Um Jahre später, 1829, wurde er durch Königin Karoline, eine bairische Prinzessin, auch an den Münchener Hof gebracht.

Das war der Weg vom „tann ritz“ bis zum geschmückten Baum. Von Wintern ist bis heute noch nicht die Rede. Wenn und durch wen sie zuerst entzündet wurden, ist nicht bekannt. Jedenfalls aber kommt der Gedanke aus einem hierförmigen und dem Schmückungsgeweihten Herzen. Vielleicht, ja wahrlich, einm Frauen- und Muttergeheim. Denn — auch geistig — hochgestellte Frauen sind es, von denen wir zum erstenmal vom Weihnachtsbaum hören.

Im Jahre 1611 wird von einer für die Kinder ihrer Umgebung veranstalteten Weihnachtsfeier der Herzogin Dorothea Sibille von Savoyen auf Schloss Brühl berichtet: „Alle Kinder wurden für den Nachmittag zu einer Karawelle eingeladen, dann wurden sie durch eine Engel verführte Fräulein in den Saal geführt, und darin fanden grüne Tannen, an denen viele Hunderte von Wachskerzen brannten...“. Und eine der beschriebenen aller Frauen, Visolotte von der Pfalz, schreibt in einem Briefe an ihre Tochter, die Herzogin von Orleans, über eine am Hofe der Kurfürstin Sophie von Hannover anno 1662 verlebten Weihnachtsfeier: „Ich erinnere mich, wie man mir zu Hannover das Christkind zum erstenmal kommen ließ. Da richtet man Tische her und fahrt sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus... Auf die Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweige ein Kerzen... und ich möchte es noch heutzutage gern sehen.“

Bei solcher Fülle scheint es schon in alter Zeit nicht immer geliehen zu sein, wie ein raucher Eingriff König Friedrich I. von Preußen dazwischen, der an seine Berliner am 18. Dezember 1711 diesen Ukas richtete: „Weil mit denen Lichter-Kronen auf den Christbäumen viel Gangelei, Kinder-Spiel und Tumult getrieben wird, also befehlen wir Euch hiermit... solche Christ- und Lichter-Kronen gänzlich abzuwickeln...“. Hier hat sich der Baum also in eine ausgedehnte, aus Holzleiten hergestellte Lichtergewandlung gewandelt. Nebenfalls war der Weihnachtsbaum damals noch ein auf einzelne Erde oder Stenoden beschränkter Brauch, so daß ihn z. B. auch Luther noch nicht kannte. Und selbst Ludwig Richter stellte den Weihnachtsbaum stets ohne Lichter dar.

Literarisch tritt er zum ersten Male 1787 in dem Buche „Fiktionen“ von Jitau über die „Heiligen Christgebäude“ auf. Wir lesen da: „... so gefällt mir am besten die Art, wie eine Frau, die auf einem Hofe lebte, die Besichtigung veranstaltete. Am heiligen Abend stellte sie... so viele Büchsen auf, wie sie Personen beschenken wollte... Sobald die Geschenke verteilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Jünger der Reihe nach in das Zimmer...“. Ein weiteres Zeugnis finden wir bei Jung Stilling im Jahre 1790, wogegen Schleiermacher in seiner

Schrift „Weihnachtsfeier“ von 1806 und Ludwig Tieck in seinem nachfolgenden „Weihnachtsabend“ des Lichterbaumes ebenfalls noch keine Erwähnung tun. Von Schiller dagegen berichtet sein Freund Goethe: „Am Weihnachtsabend traf ich ihn ganz allein vor einem mächtigen großen Weihnachtsbaum mit vergoldeten Äpfeln und Pfefferkörnern an, der von einer Menge kleiner Wachskerzen erleuchtet und allerlei buntem Zuderwerk geziert war“. Und auch Altmeyer Goethe weiß 1788 aus Straßburg von einem „aufgeputzten Baum mit Wachskerzen, Zuderwerk und Äpfeln“ zu sagen. Heute strahlt der Wunderbaum von einem Ende Deutschlands bis zum andern seinen Lichterglanz in Millionen beglückter Kinder, und lenkt in der Erinnerung einen Schimmer dieses Kerzenregens noch ins malte Herz dem Grade nächster Generation...

Wie er aber aus dem Walde zu uns kam, soll unser Weihnachtsbaum nun selbst erzählen. Mit keiner Silberstimme hören wir ihn beginnen:

Meine Geburtsstätte ist weit droben im Schwarzen Walde, wo meine Mutter, die alte Tannenkönigin, weit hinausgehenden konnte ins ebene Land des Rheins. Gar mächtige Stämme brauchten im Herbst über die waldigen Bergriesen, und einem solchen Sturme, der sie zu sich heranzog, und ihr die braunen Zapfen aus dem Haupte schüttelte, verdanke ich mein Leben. Du siehst also, daß ich aus gutem Geschlecht — ein Bestänlein — bin.

Drei Jahre lang ich schon inmitten meiner Geschwister, als eines Tages ein Mann im grünen Rock jugend angelegten kam und vor mir stehen blieb. „Heinrich Pfälzer!“, rief er, und er schien fürchterlich, dann begann er mein Wurzelwerk mit seinen Händen aus dem Boden zu lösen. War mir gar nicht leid, als er mich mitnahm und in einer Wohnung auf der anderen Seite des Berges wieder in das Erdreich senkte. Da gab es allerhand Zeitvertreib für Augen und Ohren: Anzerrnde Fahrwerke mit Sandsteinen aus dem nahen Bruch; Totenwagen mit gefällten Verwandten, denen wir neugierig nachblickten auf ihrer

Fahrt ins Tal. Oder das Wäpeln, wie es nicht müde wurde mit Hüpfen und Bändern und Springen. Oft haben mir meine Geschwister und ich, die Köpfe gehockt oder auch laut hinausgelacht ob all der tollen Einfälle des lustigen Springendirekts.

Dreimal wurde es Sommer und Winter und noch einmal Herbst. Ich war indessen größer und ein wohlgepaßenes, gepflegtes Tannenjungferlein geworden. Und als ich eines Tages hörte, wie unser Fortwart zu seinem Beistand meinte: „Dieses Prachtstückchen nehmen wir zur nächsten Jagde in die Stadt“, da war alles in eitel Freude und Entzücken. „Die Stadt“ — das war wie ich schon gehört hatte, dort, wo all die vielen waldungrigen Menschen herkommen. Wo es die breiten, glatten Straßen, die prächtigen Häfen mit den großen Fenstern gab, schöne Frauen mit bunten Kleidern, Wagen, die ohne Pferde fahren und viele andere wunderbare Dinge. Ach, ich mußte ja nicht, daß uns Pflanzkinder so gar nur so gefällig ist!

Und wieder eines Tages hielt vor unserer Wohnung ein stolpernder Ochsenwagen. Dann gingen Männer mit blühenden Beilen um uns herum und schnitten uns mit scharfem Dieb die Rinde ab. Das tat mich sehr glühend, aber wir waren doch nicht tot. Wir können hierin einen kleinen Schaden als ihr Menschen, und selbst in der Jugend abelgünstigen und herfürdelt, regt sich in uns nach vielen Jahren noch das Blut in bumseligen Anrufen und Stöhnen. Die Fahrt zur Stadt begann, aber wie hatte ich sie mir anders vorgestellt! Gefährlich warf man uns auf den Wagen, brühte und stampfte uns darauf zusammen, so daß wir kaum noch atmen konnten. Es war eine schreckliche Qual, doch schielte ich zum Glück bald vor Erstickung ein.

Als ich wieder aufwachte, lag ich mit vielen Kameraden in einem dunklen Hofe, dessen hohe Mauern nur ein kleines Stücklein des hiesigen Himmels offen ließen, den wir so sehr geliebt. Ein Pfad an einer Stange aber ries uns auf, „Weihnachtsbäume“ an. Tag und Nacht mußte ich nur noch daran denken, was aus mir werden würde, und jedesmal, wenn Menschen prüfend vor uns standen, sah ich mich verstoßen aus, ob ich wohl mit einem von ihnen gehen möchte. Und dann kamst du und sahst mich freundlich an, da war ich froh, daß du mich haben wolltest. Du bogst meine Glieder leicht nach oben zusammen — das tat gar nicht weh — und nahmst mich auf. Dabei aber breitete deine Frau eine weiße Decke

Aber einen kleinen Tisch, stellte mich darauf, und ihr beide schmückten mich mit Gold und Silber. Auf meine Zweige heftet ihr kleine Kerzen aus weissem Wachs, auf daß sie still und warm in euren Abend leuchteten... So stand ich nun, prächtig angezogen, in der kleinen Stube mit den vielen merkwürdigen Dingen, die zu euch reben, ohne daß sie Worte machen und die ihr Bücher nennt. Sie gehören zu den Sachen, um die ich euch Menschen beneide. Es muß etwas Großes und Schönes darum sein, da ich dich seitdem oft bis in die späte Nacht hinein mit ihnen spreche und lausche und weinen sah.

Au einem frühen Morgen dann kamt ihr, feierlich gewandt, und händelt all meine Richter an. Heut sei das Fest der Liebe, hörte ich euch sagen. Nun redet ihr Menschen ja so viel von Liebe, aber wie oft, hat doch ihr euch Kränze in euer Leben hängt, legt ihr sie euch aus Grab. Diesmal aber feiert wirklich etwas davon in euer Herz zu bringen. Und es war mir eine tiefe Freude.

Ich mußte denken: So ist die große Herrlichkeit doch noch über mich gekommen — alle Weihnachtsbäume! —

Ein Weihnachtsgeheimnis Goethes

Im Goethe-Nationalmuseum in Weimar befindet sich ein Papiermodell der ersten Eisenbahn der Welt, der Lokomotiv-Locomotive von Stephenson aus dem Jahre 1825 nach London und einem Besichtigungsbuch, dessen Form noch ganz von der Pöflichkeit aus der guten alten Zeit übernommen wurde. Diefen ebenbürtigen in reisenden ersten Eisenbahn der Welt schenkte der Dichterkönig zum Weihnachtsfest des Jahres 1829 seinen Enkelkindern als Spielzeug, aus deren Nachlass ist in das Goethe-Nationalmuseum gelangt. Es dürfte wohl das älteste Eisenbahn-Spielzeug der Welt überhaupt sein.

Schwer zu machen

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, ich bin immer so müde.“

„Ruhe Nerven sind angegriffen. Also nicht rauchen, überhaupt keine Reizmittel, nicht lesen, kein Kino und Theater, keine Gesellschaft! Und im übrigen: lenken Sie sich tüchtig ab!“

Im Hundbüro

Professor: „Ich war vor ungefähr einer halben Stunde hier wegen eines Hundes, den ich in der Straßendampfen gelassen hatte.“

Beamter: „Ja, ich entfinne mich.“

Professor: „Dann muß ich bei Ihnen meinen Regenstirn vermissen haben.“

Im Zoo

„Mutti, findest du nicht, daß der Affe wie Dora aussieht?“

„Aber Kind, das sieht man doch nicht!“

„Ach Mutti, das versteht der Affe doch nicht!“

Wer war Matthias Grünewald?

Der Schöpfer des weltberühmten Jenseimer Altars — Rätsel um die Herkunft des „deutschen Corregio“

Matthias Grünewald, deutscher Maler, welcher am Ende des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts tätig war. Man weiß von seinen Lebensverhältnissen nur, daß er zu Alsfeldens geboren war und sich meist in Mainz aufhielt. Auch sein künstlerisches Schaffen ist noch in Dunkel gehüllt. Dies war alles, was vor etwa einem halben Jahrhundert eines der bekanntesten deutschen Nachschlagewerke über den Schöpfer des weltberühmten Jenseimer Altars anzugeben mußte. Auch in seiner neuesten Ausgabe wurde es sich mehr auf Vermutungen, als dokumentarisch belegte Tatsachen stützen. Matthias oder Matthäus Grünewald? heißt es da, „aus dem 17. Jahrhundert überlieferter Name eines Malers, der fast sicher mit einem Matthias Rißhart aus Würzburg personengleich ist, der sich auch Gotthard nannte. Dies angenommen, ergeben sich für Grünewald folgende Daten: geboren zwischen 1470 und 1480 in Würzburg, von 1504-10 in Seligenstadt bei Alsfeldens nachweisbar, seit 1508 Solmator der Erzbischöflichkeit von Mainz, von Gemmungen und Albrechts von Brandenburg, aus dessen Diensten er wegen Sinneigung zum Lutherum schied, 1527 in Frankfurt a. M., 1528 als Maler und Wasseruntersucher in Halle a. S.“. Dort ist der Meister, der man wegen seiner grobkörnigen Formenauffassung und breitangelegten Motivbehandlung, die einseitige Licht- und Hellbunkeffekte anstrebt, nicht zu Unrecht den „deutschen Corregio“ genannt hat, am 27./28. August 1528 auch verstorben.

Das Geheimnis um die Persönlichkeit des großen deutschen Malers wird durch den Umstand noch verwickelt, daß man ihn früher oft mit Lukas Cranach verwechselt hat. Als Schöpfer wahrhaft unsterblicher Kunstwerke wurde er erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wiederentdeckt. Die Herkunft seines Stils hat man

verschiedenen Quellen zugeschrieben, ohne daß jedoch hierüber Sicheres festzustellen wäre. Grünewalds Hauptwerk ist der bereits erwähnte Jenseimer Altar, der zu Beginn des gegenwärtigen Krieges aus dem Museum von Kolmar nach Südrheinland verlegt wurde, jedoch dort von einer eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufenen Kommission vollkommen unverändert vorgefunden und nach Deutschland zurückgebracht werden konnte. So wenig wie dieses neben auch die übrigen Altarergänzungen, Gemälde und Handschriften in Koblenz oder Kreuze sichere Ansätze über die Herkunft des Meisters. Da seine Persönlichkeit aus Daten und sonstigen Mitteilungen in zeitgenössischen Urkunden kaum noch näher zu eruieren ist, vermag man jetzt, das große Rätsel um Matthias Grünewald durch das Studium ihm vermutlich verwandter Sippen und seiner eigentlichen Umwelt zu lösen. Hierbei ist der Umstand zu berücksichtigen, daß im Spätmittelalter angefangen und gewerdliche Zusammenhänge zwischen Bildhauern, Glöcknern, Malern, Schreibern, Gold- und Wappenschnitzern und ähnlichen Berufen bestanden. Man findet unter ihren Vertretern manden Grünewald oder Reibhart in allerdings oft stark schwankender Schreibweise des Namens. Nikolaus von Dagenau, dem u. a. der Figurenkreis des Jenseimer Altars zugeschrieben wird, der sich nach der zweiten Deutung des Kunstwerkes zeigt, und Arnold Buder, zwei Altarbildner des Meisters, entstammten Glöcknerfamilien. Matthias Grünewald selbst muß auch in technischen Dingen erfahren gewesen sein, worauf seine Berufung zum Wasseruntersucher in Halle a. S. hinweist. Vielleicht bringt das Studium der mittelalterlichen Zünfte uns noch mancher Leberausgang auf diesem Gebiet, die dazu beitragen, das Dunkel um den größten deutschen Maler seiner Zeit neben Albrecht Dürer zu lichten.

Ernst F. Löndorff

GLORIA

Amerikanisches Stilenbild

GLORIA hat auf mich gewartet und führt mich jetzt in ihre Erde, um ein schwarzbartiges, mächtig dicker Scheit thronet, eine riesige Rose, ein paar schlaue Augen und einen Haufen Brillanten an den Fingern hat.

„Dies ist Jhy Weisenheimer, mein lieber Gatte, von dem ich euch soviel geschrieben habe. Jhy, da ist er, mein wilder Bruder Teddy“, sagt das marne Baby lächelnd, und ich muß mich sehr zusammennehmen, um nicht aus meinen Schänen zu kippen.

Weisenheimer streckt mir die funkelnde Linke, die sich schwarz wie ein Stein anfühlt, hin. Denn lebermann in Gottes Land weiß, daß die Filmstars sich aus irgendeinem verrückten Grunde nie die Rechte geben.

„Hallo, Teddy, das ist kein, daß Sie endlich gekommen sind! Gloria hat mit Ihnen seit Monaten von Ihnen die Ohren vollgeknallt.“

Warum schreiben Sie denn nicht, Sie lustiger exzentrischer Teufel?“ schmunzelt er und schließt mir einen vollen Champagnerglas hin.

Als hat sich inzwischen beruhigt, und die Ravelle säufelt einen Engländer Maler.

Wir plaudern. Ich habe doch heraus, daß Jhy Weisenheimer ein netter Jiddu ist, arabisch und all das. Man weiß ja, daß diese smarten Typen unter besten Bürgern werden. Aber ich muß nettlich lachen, um nicht mit meinen Antworten zu entzweien. Jhy Jhy noch kurzer Zeit geht alles ab, weil Schmauer Jhy, der einer der besten Regisseure der „Me-

to Goldwyn Mayer“ ist, sich am liebsten selber reden hört. So sind ja alle diese Scheits. Aber es ist wirklich eine Freude und ein Gewinn, ihm zu lauschen. Was der nämlich von Film und Kunst und Kultur nicht weiß, das braucht man nicht mehr zu erklären. Mächtig interessant!

Und Gloria hängt förmlich an seinem Munde, und o Mama, ist das Baby schon angezogen! Jhy Jhy?

Schätze, daß sie mindestens Hundertdollararium benötigt. In ihrem Goldlamellen, das sie umwickelt wie eine Frisur, steht ein Bündel Drachden, die auch nicht aus Farmer Jhy's Garten sind, und Armbänder und Ringe trägt sie, wie meiland die Äthiopier von Saba... Champagner regt an und man wird unternehmend dabei. Nun, ich kann mich zurückhalten, wenn ich auch Gloria zu gern in die Arme nehmen möchte. Doch schätze ich, daß dies sicher später noch der Fall sein wird. Dieser Jhy scheint ja mehr Auge für die anderen umherstehenden Damen zu haben als für dieses Wunder, das da neben ihm leht und ihm erlaubt hat, ihr seinen dreieigen Welttonnen anzubringen. Und ich so derweil in der Kanne zu Neelies! So ein verrückter Teufel! Jhy Jhy kein Scheit würde ich ihm eins gegen den Hals mischen, daß er erst wieder beim Trompetenschein des Jagan-Gerichts ermahnt.

Doch muß ich vernünftig sein, es wird schon alles in Ordnung kommen. Aber Gloria gebt mir, nur mir — denke ich weise und schlürft Champagner, esse Champagner, schlucke Äußern und Acocobofarme und höre dabei zu, wie dieser digne Scheit prahlt, als ob ganz Hollywood ihm gehöre.

Nach einer Weile verabschiedet sich, Gott sei Dank, Schmauer Jhy, der schon die längste Zeit mit einer Platinblonde, die so dünn und gelblich wie ein Haal ist, geknallt hat. Er habe noch eine Sitzung, sagt er und stellt uns das „zweite Auto“ — der Scheit muß

schönen Mannem befehlen — zur Verfügung. Raum ist er weggewaschen, so verschwinden auch wir beide.

O Mama, was für ein Auto wartet da auf uns! So lang wie eine Schnellzuglokomotive, fast. Und ein Chauffeur dazu, der wie ein taubstummes Herzog aussieht... Hinanuf nach den Beverly Hills fuhren wir und biegen dann in einen Garten ein, wo alle Blumen der Welt blühen und frühstehende Drangensäume in bunten Keramikgefäßen stehen. Ein dunkelglühendes Schwimmbad schillert regenbogenartig. Das Bungalow gleicht einer riesigen italienischen Villa mit nem Wochenturm, ist jedoch nicht aus Marmor, sondern nach Hollywoodart aus Gips und Holz. Mit einem Hammer könnte man da bald durchschlagen, aber es ist doch mächtig elegant und fein. Und ein Vestibül nimmt uns auf, olala! Silber, Teppiche, Blumen, Statuen und Glitzergeräth überall.

Gloria führt mich gleich in ihr Boudoir, bei dessen Anblick ich nur einen Pfiff ausstoßen kann, ehe mir der Atem wegbleibt.

Endlich allein und ungestört! Nach so langer, langer Zeit. Gloria sitzt in meine Umarmung, und unsere Lippen finden sich, finden sich immer wieder, und alles, o, alles ist Friede, Glück und Schönheit... Das andere, was Gloria mir zu erzählen hat, wie sie zum Beispiel Mrs. Jhy Weisenheimer geworden ist und mir nie geschrieben hat — all das kann warten.

Denn jetzt — o Baby!

„Gloria, wie bist du süß! Sieh nur, wie die Sterne draußen funkeln, und wie die Lichtergelände auf den Hügelchen ruhen, und wie ruhig der Himmel über Hollywood sich wölkt! Und wie ich buchst nach Blumen und nach dir! Gloria Victoria!“

Und draußen in den balsamischen Gärten sitzen die Zifaden. Ob Bruder Bunker von Heilsarmee noch immer auf mich wartet?

Gefährnisse einer schönen Seele

Im Garten langen immer noch die Zifaden, und es klang wie Engelsmusik, die unser Paradies vertonte.

Waren wir glücklich?

Es ist mächtig schwer, um für das, was Gloria und ich empfinden, ein richtiges Wort zu finden. Schätze daher — dacht ich —, daß ich später, vielleicht morgen oder übermorgen fragen würde. Denn diese Sachen wissen immer die Intellektuellen, dröseligen, fetten den Raoul auf den Kopf treffenden jiddischen Beziehungen, und in unserer Volkssprache und Literatur — ich meine jetzt nicht gerade das, was die ästhetischen Stehfragen als Volkssprache bezeichnen — wimmelt es heretisch von lustigen jiddischen Worten oder amerikanisch, die jiddisch freizier sind, und jiddischen, die amerikanisch freizier sind... Jesus Christus, General Jackson und Jefferson Davis, wie war das alles schön! Also hat die innere Stimme, die in meiner Seele wiperte, als ich nach Hollywood kam, mich nicht betrogen. Ich wohnte ja jetzt schon in einem schließlichen Palazzo oder einer Villa, die aus allerlei Stellen geschickt zusammengemixt war, auf den Bergeshängen.

Stunden vergangen, Stunden, die so kurz wie Minuten waren. Gloria und ich saßen einander in tiefen, herzlich bequemen Sesseln, deren Saitenbezugung mit goldenen Fäden gefronen besticht waren. Im Boudoir dieses Boudoir gegenüber, Zufrieden und glücklich saßen wir so und schauten uns in die Augen. Gloria trug ein Regalis — nun, ich schätze, daß etwa die selbe Squam des alten Sittung Bull ihm dafür so lange in den Ohren gelegen wurde, bis dieser böse Sittigkeit nie und nimmer daran gedacht hätte, einen Krieg gegen General Cutlers tapere Soldaten und ihre Vermischung in den Vigornberger heraufzubehängen... Stunden vergangen, Stunden, die so kurz wie Minuten waren. Gloria und ich saßen einander in tiefen, herzlich bequemen Sesseln, deren Saitenbezugung mit goldenen Fäden gefronen besticht waren. Im Boudoir dieses Boudoir gegenüber, Zufrieden und glücklich saßen wir so und schauten uns in die Augen. Gloria trug ein Regalis — nun, ich schätze, daß etwa die selbe Squam des alten Sittung Bull ihm dafür so lange in den Ohren gelegen wurde, bis dieser böse Sittigkeit nie und nimmer daran gedacht hätte, einen Krieg gegen General Cutlers tapere Soldaten und ihre Vermischung in den Vigornberger heraufzubehängen... Stunden vergangen, Stunden, die so kurz wie Minuten waren. Gloria und ich saßen einander in tiefen, herzlich bequemen Sesseln, deren Saitenbezugung mit goldenen Fäden gefronen besticht waren. Im Boudoir dieses Boudoir gegenüber, Zufrieden und glücklich saßen wir so und schauten uns in die Augen. Gloria trug ein Regalis — nun, ich schätze, daß etwa die selbe Squam des alten Sittung Bull ihm dafür so lange in den Ohren gelegen wurde, bis dieser böse Sittigkeit nie und nimmer daran gedacht hätte, einen Krieg gegen General Cutlers tapere Soldaten und ihre Vermischung in den Vigornberger heraufzubehängen...

Ich hatte mir's auch bequem gemacht, im weichen Soudur um, weil solche Bonzen wie Schmauer Jhy, die immer auf großen Bedarf eingerichtet sein müssen, genügend Babes vorrätig haben. Ich schätze, es erinnert sie ein bißchen an früher, als sie noch in der Altfleiderbranche tätig waren. Jedermann weiß zum Beispiel, daß der große, von einem Ende der Welt zum anderen bekannte Säugling der „Metro Goldwyn Mayer“ aus Polen kommt, von dort nach England ging und in der billigen Herrenfunktionsabteilung tätig war, bis er sich aufmachte und nach Wottes eigenem Lande kam, wo er flugs durch seine Talente zu der größten der Größen in Hollywood wurde. Er gibt früher einfach Samuel Goldfish, oder daraus hat er einen „Goldwyn“ gemacht... Schätze, daß du nun allerlei zu erzählen hast, Gloria! Ich bin so frei wie ein Vogel! Teddy hat sich unfähig lie und wird alles verstehen“, ermunterte ich sie noch einer Weile, und schenkte uns noch zwei Cocktails ein.

„Teddy, Sonntag, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll“, küßte sie und zeigte einen Arm — ob Gott! Und wenn dieses Baby auch die größte Teufel wäre, ich kann nicht mehr von ihr lassen, und es ist mir egal, was für Mädchen sie mir noch in Zukunft machen sollte... „Jaug“ von vorne an, Sonntag süßest! Dein Teddy versteht wirklich alles“, murmelte ich, und drückte seinen Arm.

Sie schlürfte den Cocktail, rauchte ein paar Jüge und begann:

„Weißt du, damals, als ich dich oben Reel in der Kanne zu Neelies zurücklassen mußte — oh, mir bricht fast das Herz, wenn ich noch daran denke, wie schwermütig du mir durch die Gitterstäbe nachstarrtest... da, begab sich unsere Schau nach San Bernardino. Papa Worthorn war sehr aufgebracht und müde, weil ich kündigt.“ (Fortsetzung folgt)

Kohlenklaus' schmächtige Niederlage 2

Zu früh geteurt, Mister Kohlenklaus!

Ein „Knip“ — und 1000 Watt strahlen auf — so was wäre gefundenes Fressen für Kohlenklaus. Aber — reingefallen, alter Bökewicht. So dumme sind wir längst nicht mehr. Die neue Serienerschaltung dränkt einen Kanna. Für die Beleuchtung ist später wieder Zeit. Jetzt schrauben wir (um nicht ewig durch unsere Gedankenlosigkeit den Kohlenklaus zu müssen) alle entbehrlichen Glühlampen los, vor allem die oberen Lampen im Kronleuchter, die Wandleuchten und die Soffitten in der Diele und im Badezimmer. — So, nun hat Kohlenklaus das Nachsehen. Wenn du und ich und wir alle dem Kohlenklaus immer auf die Finger haben, wo wir ihn treffen, dann sparen wir eine riesige Menge Kohlen, die unserer Rüstungsindustrie zugute kommen.

Hier ist für ihn nichts mehr zu machen. — Paß auf, jetzt sucht er andre Sachen!

Wo ist das Schöne?

Von H. Bana

Es war einmal ein Knabe, der eine immer mit den Augen zu den Sternen schaute...

Der Knabe war noch sehr jung, darum mußte er stets, bevor die Nacht einbrach, dabei sein...

Der Himmel war mit Wolken bedeckt. Plötzlich erhob sich ein Sturm, der die Wolken verjagte...

Der Knabe erblickte den Mond im klaren Wasser des Teiches und er kniete rasch nieder...

„Nicht auf dem Boden mußt du das Schöne suchen, aufwärts mußt du schauen, müßt du es finden“, sagte der Alte und verschwand.



Schnitt: Liesel Baschang (2)

Stille Weihnachten

Von Wilhelm von Scholz



Manche deutsche Familie, manches Elternpaar, manche Gattin, Braut...

wärtig und ständig bewußt zu machen, daß die Einsamkeit und Verlassenheit um uns vor sich selbst schwindet.

Es gibt eine rührende alte Erzählung von zwei getrennten Liebenden, die sich verabredet haben, um die gleiche nächtliche Stunde zum gleichen Stern aufzublicken...

Wenn man in sich einer Stunde mit aller Seelenkraft an einen Fernen denkt, ihn sich vor sich innere Augen gestellt, sich seine Stimme ins Ohr zurückzurufen versucht...

Heute sammeln sich die Zeiten der Trennung für viele Menschen. Aber da dürfen wir uns nicht die Entfernung vorstellen, die zwischen dem Angehörigen und uns liegt...

Einer jungen Verwandten, Kriegerkranke und Mutter zweier lieber Kinder, habe ich so zu geredet, als ich sie traurig und sehnsüchtig fand...

Lachen unterm Weihnachtsbaum

Jedem das Seine

Anton hat zu Weihnachten von seiner Frau eine Flasche Köhler Wasser bekommen.

„Was möchtest du mir, dann nimmst du dir“, „Ich habe doch gar nichts davon!“

„Wie? Nicht? Du reißst dich damit ein!“ „Ja, aber du reißt es.“

„Lesestoff“, „Kritik ist eine Leserate.“

„Der Chefmann säßte sein Geld.“

„Die Mutter wünschte sich einen Mantel.“

„Das Hausmädchen wünschte sich Bettwäsche.“

Dann wünschte sich die Ehefrau noch eine Badfedertasche.

Die Mutter wünschte sich noch eine Geldbörse.

Das Hausmädchen wünschte sich noch eine Brieftasche.

Der Junge wünschte sich noch ein Taschenmesser.

Die Tochter wünschte sich noch eine Geldkiste.

Dann wünschte sich die Ehefrau noch...

„Was möchtest du mir, dann nimmst du dir“, „Ich habe doch gar nichts davon!“

„Wie? Nicht? Du reißst dich damit ein!“ „Ja, aber du reißt es.“

„Versehungna, könnten die Soldaten das Klavier nicht hinaustragen?“

„Eindeutiger Wunsch“, „Wolle möchtest du ein antikes Klavier.“

„Wolle, eine zum Antiquitätenhändler.“

Der Händler fraute: „Barod? Biedermeier?“

„Wieso?“ „Ich meine, was für Stil?“

„Wolle, eine zum Antiquitätenhändler.“

„Wolle, eine zum Antiquitätenhändler.“

„Wolle, eine zum Antiquitätenhändler.“

„Auf einer Bergflur, einsam im öden Raum, steht ein Blattlocher, windzerzauber knorriger Baum.“

„Der 24. Dezember ist ein auffallend stiller Tag.“

Soldatenweihnacht

Von Herybert Menzel

Ein Licht ist uns erglommen, Das wuchs in jeder Nacht, Will über uns auch kommen, Will in uns sein einfach.

Es kommt zu uns Soldaten, Aus Kinder- und Mutterland, Auf Helmen und Granaten, Hat oft sein Schein gebrannt.

Es kommt aus alten Mären Mit seinem jungen Schein. Auch Herzen, die sich wehren, Soll'n neu entzündet sein.

Es ist nicht so verwundert Wie du, es weiß vom Krieg, Jahrhundert um Jahrhundert Kam aus der Nacht sein Sieg.

Das Licht, es will dir scheinen Wie aus einem Muttergesicht, Das über dem Wunder des Kindes Dich anschaut und stumm zu dir spricht.

„Es hat zwar noch einige Zeit gedauert, bis er — nicht überredend, sondern mit angemessenem Urlaub — eines Tages kam.“

„Dann wird gewiß auch, wenn sie unter dem Tannenbaum mit ihrem Mann allein ist, nicht einsam sein, sondern eine menschliche Nähe, die ihres Mannes, so stark und warm um sich fühlte wie früher nicht einmal immer, wenn ihr Gatte bei ihr war.“

„Wieder wird es eine Weile still sein, bis er wieder zu dir kommt.“

„Der 24. Dezember ist ein auffallend stiller Tag.“

Paltru, der Weihnachtsmann

Erzählung von Heinrich Tiaden

„Text also beginnt der Weihnachtsabend“, spricht Feldwebel Beichel in die Stille hinein.

„Der 24. Dezember ist ein auffallend stiller Tag.“

KALENDER 1943

Calendar table for 1943 with columns for months (JANUAR to DEZEMBER) and days of the week, including religious and public holidays.

„Der 24. Dezember ist ein auffallend stiller Tag.“

hinter sich. Die Luft war kalt, das Windhauch zu spüren. In der stillen Luft hörte man deutlich das Grollen fernen Geschützfeuers. Bisher hatte der von dünnen Schleierwolken verhallte Mond ein mattes Licht gesendet, doch immer höher wurde das Schneegeriesel, und das halbe Licht verwandelte sich in eine fast graue Dämmerung. Alles das machte dem Gefreiten Paltru nichts aus. Hin und wieder warf er einen Blick nach rückwärts, ob die kleine Fische, die er sich auf den Rücken geschnallt hatte, noch da war.

Und dann, nach einiger Zeit, blieb er stehen, legte die Hände an den Mund und rief den bekannten Ruf aus, der als Signal diente, wenn bei Dunkelheit sich jemand dem Posten näherte.

„Nanu, was ist denn das?“ rief Leutnant Heinze auffrischend. „Nest Besuch von rückwärts? Wenn das nur nicht...“

Alle hatten zu ihren Waffen gegriffen und standen vor dem Eingang der Grube. In der grauen, von Schneegeräusch erfüllten Dämmerung tauchte eine riesige Gestalt auf, eine Art Knecht Ruprecht, vollkommen überhöhet, mit einem Weihnachtsbäumchen auf dem Rücken, von dem man keine Spur von Grüns mehr sah.

„Groß Gott, der Paltru!“ rief der Leutnant. „Mensch, Paltru, was bringen denn Sie zu so später Stunde noch?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant, den Weihnachtsabend!“ lachte Paltru veranlagt. „Feldpost! Einen ganzen großen Kasten Feldpost!“

Und so war es. Jeder bekam sein Teil. Keiner ging leer aus. War das eine Freude! Aber am meisten freute sich wohl der Gefreite Paltru, der Weihnachtsmann. Als alle sich um ein paar brennende Kerzen herumdrängten und ihre Briefe von daheim lasen, bemächtigte der Gefreite Paltru sich des großen Zuppenfells, ging damit hinaus, um ihn mit Schnee geschüttelt anzufeuern. Und dann begann er mit den Vorbereitungen für einen nicht zu kleinen und gar nicht dünnen Grog, zu dem er die nötigen Dazn mitgebracht hatte.



Bildhauernachwuchs an der Arbeit



In der Zeichenklasse herrscht reger Betrieb

Künstlernachwuchs mitten im Zeitgeschehen

Aus der Arbeit der Karlsruher Kunstschule — Frontsoldaten als Kunstschüler

Im Sprechzimmer des Direktors der Karlsruher Kunstschule im Gebäude der alten Akademie in der Bismarckstraße lebte an der Wand eine Platte, die wie ein unförmiger Schlackeklumpen aussah, schwarz und verbrannt. Sie hat das mit Kunst zu tun? Denken wir, ohne es zu sagen. Als wir jedoch näher hinsahen, erbeuteten wir im Wust der Platten, der taugend vorüber flüchtigen, die Nachbildung eines menschlichen Ohrs. Auf der anderen Seite der schmerzlichen Bronzetafel das gleiche. Fast wirkt es etwas grotesk. Der Rest einer Büste von Prof. Schlieker aus meinem früheren Zimmer“, sagt Direktor Sauter, der unser Interesse bemerkt hat, noch ehe wir fragen

können. Dieser unförmige, verrostete Bronzeklumpen wurde nach dem entlasteten Terrorangriff aus Gebäuderümmern gerettet. Unmittelbar daneben aber steht ein massiver, nagelener Tisch. Er ist gerade aus der Werkstatt gekommen. Das saß uns sein noch frisches, sauberes Holz.

Wie zwei Symbole erscheinen uns diese beiden Gegenstände: der verunkeltete Bronzeklumpen wird immer als Ankläger britischer Barbarei dastehen. Daneben aber wächst bereits das Neue, wächst als Reuigen unaebrochene Lebenswillens unseres Volkes.

Nicht immer floßt die Zeit so hart an die Atelierschüre bei unseren Künstlern an, Gott

sei Dank nicht. Auch sind es nicht sein Bescheidenheit für Leinwand — ja auch die Malerleinwand gibt es auf Punkte — oder die Aufteilung an Farben und Pinseln oder Mahler für den Bildhauer, die ihn daran erinnern, daß Krieg ist. Er kennt auch noch andere künstlerische Sorgen und Probleme.

Wer daraus aber glaubt den Schluss ziehen zu können, daß dadurch die Arbeit des Künstlers weniger oder des Nachwuchses leidet, der ist für seine Verurteilung über noch mehr Material braucht als der klar planende Gelehrte, darf nur einen Blick in die Karlsruher Kunstschule werfen, um vom Gegenteil überzeugt zu werden. Rund 100 Schüler und Schülerinnen bevölkern alle Ateliers der Schule, angefangen bei den Zeichen- und Malklassen des bekannten Kriegsmalers Sauter, des Landschaftlers Gebhard, des Interieurmalers Goebel und Porträtmaler Hagemann, über Prof. Schlieker's Bildhaueratelier bis zu Prof. Gamm's Graphiker und der Textilabteilung von Prof. Koberstein. Damit hat die Schule Friedensstärke. Wenn das Verhältnis sich etwas zugunsten der weiblichen Studierenden verschoben hat, so ist das eine Kriegsbedingte Erscheinung.

Staffel. Die Große Deutsche Kunstausstellung in München und eine weitere in Salzburg brachten ihm bereits wieder allseitige Erfolge. Das ist sicherlich nicht leicht, aber „was man will, das kann man auch“, meinte einer dieser Nachwuchskünstler, der im Weltkrieg eine schwere Dramenentwässerung bekam und nun mit eigener Energie eine vor allem beim Wandmalen noch aufstrebende Umkleidekunst überwinden oder, soweit das nicht geht, sich auf Vorkurs umstellen muß.

Aus dem Kaufhaus kommt ein anderer, hat schon an einigen Wehrmachtsuniformen mitgearbeitet, und vollkandidat ist er ja kein Zeichner, ebenso wie der Studienrater, der bereits den Frankreich- und Balkanfeldzug mitmachte und nach seiner Übernahme zur Luftwaffen-W. auf weiteren für den Soldaten erforderten und den Felder fruchtbareren Einlass wartet. In einer Zeichenklasse steht ein großer, schlanker, junger Mann vor seinem Zeichenblatt. Unermüdet acht sein Blick vom Modell zur Zeichnung, von der Zeichnung zum Modell, immer wieder verleiht er, nimmt Abstand und prüft die Arbeit. Seine langen, schmalen Hände halten erwidert den flott über das Papier schwebenden Zeichenstift. Ein Blick auf die großen Narben auf diesen Händen läßt uns rufen. Wir fragen ihn. Und in wenigen Sätzen steht ein Schiffsal, ein Gelehrter mitten aus der Zeit da. Früher war er Chemiarbeiter, aber seine helle Leidenschaft geübte schon immer der Kunst. In jeder freien Minute zeichnete er. Da brach die Krieges- und Wehrmacht. Bei einem K.B.W.-Brand an der Schirony trug er so schwere Hautverletzungen davon, daß er in Zukunft nicht mehr mit den ätzenden Säuren der Chemiarbeit umgehen

Aus den Kindertagen der Feldpost

Ein kleines Kapitel aus der Geschichte der Feldpost

Rechtzeitig sind alle Feldpostpäckchen zur Bahn gekommen, und eine Riesenorganisation sorgte für ihre zuverlässige Beförderung. Zu tausenden treffen sie in diesen Tagen als schönste Weihnachtsgrüße der Heimat bei unseren Soldaten ein. Die Feldpost ist in den Mittelpunkt der Gedanken jedes Soldaten gerückt. Das war auch früher so. Und daher mag der nachstehende Beitrag aus den Kindertagen der Feldpost erzählen.

„Behandeln Sie jeden Feldpostbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut ist...“ Mit diesen Worten schickte der Vater der Deutschen Reichspost Heinrich von Stephan seine Feldpostbeamten in den Feldzug 1870/71, und sie haben diese Mahnung ihres Meisters auch getreulich befolgt. Auch heute wieder steht die deutsche Feldpost in unermüdlichem Einsatz und immerwährendem Kampf mit der Fülle des Feindes und der Unwegbarkeit der russischen „Straßen“ und sorgt dafür, daß das

der Stadt angerückte künftige Hilfsheer keine Notigkeiten in — höchsten Kanonengeschütz in die belagerte Stadt.

Die erste urkundlich nachweisbare Feldpost entstand 1496 unter Kaiser Maximilian. Einige dieser ältesten Feldpostbriefe mit der Jahreszahl 1585 sind heute noch erhalten, bis ans kleinste Format zusammengesfaltete, verschürzte und sorgsam eingewickelte und verriegelte Pergamente. Kaiser Johann Georg von Sachsen gab 1693 sogar ein regelrechtes „Feldpostreglement“ heraus, und in Preußen entstanden die Anfänge einer offiziellen Feldpost in den Kämpfen des Norddeutschen Krieges im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. Eine dieser ersten deutschen Feldpostdienst-Anweisungen datiert vom 25. April 1715; sie wurde beim Ausbruch des verbündeten preussischen und sächsischen Heeres in das Lager vor Stettin für das Feldpostamt in Borspommern erlassen.

Daß sich Friedrich der Große um den Ausbau der Feldposteinrichtungen in den schlesischen Feldzügen besonders bemühte, ist nicht unbekannt und auch, wenn man so will, poetisch „belegt“, läßt doch Bürger seine „Leonore“ um ihren „Wilhelm“ wie folgt besorgt sein:

„Er war mit König Friedrichs Macht Gezogen in die Prager Schlacht Und hatte nicht geschrieben, Ob er gesund geblieben...“

In den Freiheitskriegen gar hatte jedes preussische Korps sein Feldpostamt und jede Brigade ihre Feldpostexpedition, wie ja auch Napoleon den Verbesserungen der Feldpoststellung seine größte Aufmerksamkeit schenkte. Und dann kam das „klassische Jahr“ der deutschen Feldpost: 1870! Wieder war es ein Deutscher, der das moderne Feldpostwesen schaffte und zum Vorbild gestalten sollte: Heinrich von Stephan, der Gründer des Weltpostvereins. Er erfindet die „Feldpost-Korrespondenzkarte“, die übrigens der Truppe unentgeltlich geliefert wurde, er kämpfte mit dem ihm eigenen Organisationsstalent den gesamten komplizierten Feldpostapparat sozusagen aus dem Boden und wäre selbst bei seinem zahllosen persönlichen Einsatz an der Front beinahe einmal in französische Gefangenschaft geraten. Als die feindlichen Truppen 1871 in Berlin einzogen, begrüßten Unter den Linden vier Grenadiere auch die wackere Feldpost, die mit 18 Beamten, 8 Schreitern und 18 Postkassen die Euldiungen der Berliner unter Postorganisations entgegennehmen durfte. Die vier Säulen trugen postliche Widmungen, deren eine lautete:

„Der ganze Toback ist zu End, Keine einzige Zigarre brennt. Hura, da kommt der Postillon! Hat ihn schon!“



Die Weihnachtspäckchen rollen an Gerade hat der Gebirgsjäger seine Wache hinter sich, da bringt ihm ein Kamerad die erste Weihnachtspost. (PK-Aufnahme: Kriegsbericht Schröter-Ost, Ad., Z.)

Auch damals gab es schon „Feldpostforzen“ und Stephan bemühte sich in Verhoffentlichungen um die Verhütung Beförderter Gemüter unter dem Hinweis auf die besonderen Schwierigkeiten der Postzustellung in Kriegeszeiten, in denen eine gelegentliche Verzögerung der Nachrichtenübermittlung eigentlich zu den Selbstverständlichkeiten und leider notwendigen Übeln zu zählen ist. Das hinderte jedoch nicht, daß man den „Postgeneral“ gelegentlich öffentlich angriff. Am 8. Januar 1871 zum Beispiel führte in „Kladderadatsch“ ein humorvolles Gedicht über das geringe Höchstgewicht der Feldpostpäckchen von 8 Lot demgemäß Klage! Was die deutsche Feldpost im Weltkrieg leistete, ist allbekannt. 11,2 Milliarden Sendungen gingen damals insgesamt ins Feld oder brachten den Lieben dabei erlebte Kunde von dranhin, und 13244 Männer der deutschen Post sorgten für den reibungslosen Ablauf dieser gigantischen Organisation.

Seute stehen unsere tapferen Männer, Söhne und Brüder wieder als Soldaten vor dem Feind, und wieder kommen und gehen die Briefe hin und her und bringen frohe und ernste Kunde von denen, die für uns alle ihr Höchstes einsetzten. Und wieder knüpft sie das unzerstörbare Band zwischen Heer und Heimat, treulich die Sorge und schafft neuen Mut in erster Zeit: unsere nimmermüde Feldpost!



Deutsche Feldpost 1871 vor Paris (Ausschnitt aus dem Archiv)

Band zwischen Front und Heimat nicht zerreiht. Es gibt keinen deutschen Menschen, der das inhaltsschwere Wort „Feldpostbrief“ nicht in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen wüßte. Wie alt ist aber nun eigentlich diese segensreiche Einrichtung? Ihre Ursprünge reichen, allerdings in primitiver Form, bis ins graue Altertum und ins Mittelalter zurück. Schon im 15. Jahrhundert wird von sächsischen Posten berichtet, die in Kriegszuständen auch die im Felde lebenden bescheidenen Bürger auf die übliche Weise mit Nachrichten von daheim versorgten, und an geradezu abenteuerlich anmutenden Mitteln dieser ehrsüchtigen Feldposteinrichtungen hat es nicht gefehlt. Die Brief-taube spielt dabei eine bedeutende Rolle, und als 1474 die Stadt Neuß von Karl dem Kühnen belagert wurde, sandte das zum Entfuge



Feldpost und Telegraphenabteilung 1813



Aufnahme: M. Bartholdy, Berlin.



Soldaten schreiben im 70er-Krieg in die Heimat

Mancher von ihnen muß aus von vorne anfangen. Ein Leutnant der Panzertruppe, vor dem Krieg schon Studienführer an der Kunstschule, fuhr im Osten mit seinem Panzerführerwagen auf eine Mine. Mit einer schweren Verwundung an beiden Beinen kam er ins Sanität. Jetzt steht der Schwerfährtsbedingte wieder mit frischer Schaffenskraft an seiner



Eine junge Graphikerin arbeitet an einem Holzstock

kann. Sein aller Wunsch ist es, Erfüllung zu finden. Heute zeichnet und malt er, kommt in allem ausgezeichnete vorwärts. Und die Wehrmacht und der Eier, mit denen er an seine Aufgaben geht, lassen am deutlichsten die Freude erkennen, die sein neuer Beruf ihm bereitet.

Ein paar Schiffsleute junger Künstler sind das, Schiffsleute mitten in unserem Zeitgeschehen. Aber die Betroffenen sind damit fertig geworden. Und das ist das Entscheidende. Sie stehen diese inneren Kämpfe, wie sie die äußeren Aufgaben lösen, ob es sich um ein Bilderbuch für einen großen Verlag handelt oder ob es um neue Stoffmutter geht. Sie sind alle, Lehrer wie Schüler, in der Bekanntheit, die ihnen die Zeit anerkantet, Meister geworden. Und das allein ist auch schon eine Kunst. Am Sekretariat der Kunstschule hänet ein Wandteppich, den die eigene Wehrmacht herstellte und den Spruch mit hineinwirkte: „Mehr ist als schmecken.“ Und es ist, wie wenn dieses Wort als eine Art Leitwort über der Arbeit der ganzen Kunstschule steht, über dem Schaffen der Lehrer und Schüler.

Deutsche Weihnacht in Uebersee

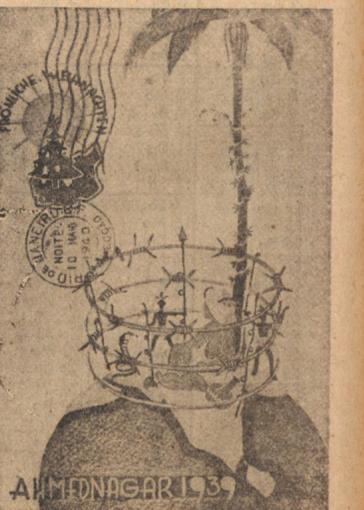
Sie feiern draußen anders — Engländer verhöhnen das deutsche Weihnachtsfest

In den Weihnachtsfesten empfinden die Deutschen in aller Welt wie zu keiner anderen Jahreszeit ihre Verbindung zur alten Heimat. In früheren Jahren bildeten die schreibenden Verkehrsmittel stets eine Brücke nach Uebersee und deutsche Dampfer brachten sogar Tannenbäume im Dezember in die fernen Länder, aber heute ist jegliche Verbindung mit der Heimat auf unabsehbare Zeit abgebrochen, und die Welt, in der die Uebersee-Deutschen leben müssen, ist ihnen und ihrem Vaterland fremdlich gefast. Während den Deutschen in Japan im letzten Herbst, zwischen den Grenzen eines starken Verbündeten Deutschlands zu leben, das fest begeben dürfen, erleiden die Amerikaner-Deutschen ein härteres Los. Da freilich Deutschland als Volk ohne Anum früher unabhägliche Deutsche an Amerika abgab, ist es unmöglich, selbst die Reichsangehörigen in ihrer Mehrzahl zu internieren. Da die Staaten Iberoamerikas, die der Abse den Krieg erklärten, zumeist nur auf nordamerikanischen Druck und ohne eigene Dankschuld eine antideutsche Haltung annehmen, blieben auch dort Internierungen und persönliche Vorgehen auf Einzelfälle beschränkt. So wird es den Jesuitenfürsten von Deutschen in Mexiko, Brasilien oder Guatemala auch in der Kriegszeit möglich sein, das Weihnachtsfest möglichst liturgisch herzurichten.

Was sich die Deutschen drüben, unter deren Christbäumen Ananas, Bananen und Apfelsinen liegen, vor allem wünschen, das ist ein erfolgreicher Schicksalweg ihres Vaterlandes zu einem Leben in genügendem Raum und mit der Möglichkeit, keine Begabung entfallen zu lassen, ohne sie mehr an das Ausland abgeben zu müssen.

Wenn wir am Weihnachtsabend die Verbundenheit der Deutschen in aller Welt nicht verachten wollen, so müssen wir auch an die Deutschen denken, die unter der Tropenzone in entlichen Gefangenenlagern auf ihre Befreiung warten. Darunter befinden sich viele deutsche Soldaten und Seelente, die Belagungen von Blockadebrechern, aber auch zahlreiche ehemalige Auslandsdeutsche, die während des Krieges aus Bekehrung die Fahrt in die Heimat gemacht hatten, dabei aber dem Feind in die Hände fielen. Einige meiner Freunde befinden sich auch unter diesen Bedauernswerten. Am vorangehenden Jahr erhielt ein Deutscher in Sao Paulo zu Weihnachten die Karte eines in Vorderindien gefangenen deut-

lichen Kaufmannes. Die Karte trug den Stempel des Gefangenenlagers von Ahmednagar. Die Rückseite der im Konzentrationslager hergestellten Postkarte zeigte die Abbildung eines Deutschen, den ein Stahldraht umschlingt. Selbst eine Palme, die innerhalb des Drahtzaunes wuchs, war mit Stahldraht umwickelt, damit der Gefangene ja nicht entfliehen könne. In der oberen Ecke der Karte sah man die Grenzen des Deutschen Reiches und darüber einen brennenden Christbaum. „Fröhliche Weihnachten!“ stand auf Deutsch dabei. So verhöhen die Briefe das Los deutscher Gefangener und darüber hinaus in ihrer pseudoaristokratischen Einstellung das Weihnachtsfest! Dr. Gustav Faber.



Die Postkarte nach einem Original

